



Nelson Mandela ✿ Königin Rania
Alice Walker ✿ Paulo Coelho
Cornelia Funke ✿ Günter Grass
Henning Mankell ✿ Otfried Preußler
Roger Willemsen ✿ Emmanuel Jal

und viele andere

Geschichten zum und über das Lesen

*Jeder Mensch hat
ein Recht auf Bildung!*

GLOBAL CAMPAIGN FOR
EDUCATION
Globale Bildungskampagne
www.bildungskampagne.org

Das große Lesebuch

Geschichten zum
und über das Lesen

Wie „Das große Lesebuch“ zu benutzen ist

Mit diesem von der Global Campaign for Education zusammengestellten Buch können Sie sich am weltweiten Lesemarathon beteiligen und dazu beitragen, das Menschenrecht auf Bildung für alle Kinder und alle Erwachsenen durchzusetzen.

Dieses Buch enthält sehr persönliche und spannende Geschichten rund um das Thema Lesen. Nelson Mandela und Paulo Coelho haben ebenso Texte für das Buch beigesteuert wie Günter Grass, Cornelia Funke und der Räuber Hotzenplotz. Auch Kinder aus armen Ländern und kürzlich alphabetisierte Erwachsene haben für das Buch geschrieben.

Sie können das Buch im Unterricht oder auf extra organisierten Lesungen verwenden. Die meisten Texte liegen in deutscher Sprache vor. Zwei Texte – von Paulo Coelho und Dakota Blue Richards – haben wir im englischen Original belassen, sie können für den Fremdsprachenunterricht verwendet werden, ebenso wie der französische Text von Tanella Boni. Im Inhaltsverzeichnis haben wir neben den Namen der Autoren/Autorinnen vermerkt, für welche Altersstufe der Text geeignet erscheint.

Am Ende des Buches befindet sich eine Teilnehmerliste. Hier können sich die Teilnehmer/innen des Lesemarathons eintragen. Damit unterstützen sie die Forderung der Globalen Bildungskampagne an die Politik zur Durchsetzung des Menschenrechts auf Bildung für alle. Außerdem können eigene Botschaften und Forderungen an die Bundesregierung auf extra dafür frei gehaltenen Seiten im Buch formuliert werden. Es besteht auch die Möglichkeit, unter www.bildungskampagne.org eigene Texte in die Online-Variante des Lesebuchs einzustellen.

Bitte senden Sie uns die Teilnehmerlisten und Ihre eigenen Botschaften zu (gescannt per E-Mail oder als Original per Post – Adresse siehe S. 108). Wir werden sie im Vorfeld des diesjährigen G8-Gipfels an die Bundesregierung übergeben.

Ich bedanke mich bei allen, die zum Gelingen dieses Buches beigetragen haben, und wünsche „Dem großen Lesen“ einen großen Erfolg!

Jörn Kalinski

Sprecher der Globalen Bildungskampagne Deutschland

Das große
Lesen



2

3

Kailash Satyarthi

Liebe Kinder, liebe Jugendliche,

ihr habt eine entscheidende Fähigkeit erworben: Ihr könnt lesen. Das ist nicht selbstverständlich. Jeder fünfte Mensch auf dieser Welt kann das nämlich nicht. Und fast einer Milliarde Analphabeten weltweit bleibt nicht nur die Lektüre dieses Buches vorenthalten, sie haben überhaupt keinen Zugang zu Bildung. Solange das so bleibt, werden diese Menschen weiterhin zu den Ärmsten der Armen zählen, sie werden ständig um das eigene Überleben und das ihrer Familien kämpfen, und dafür, dass ihre Kinder die Schule besuchen können.

Dies ist eine traurige Tatsache, aber wir können etwas dagegen tun! Zugang zu Bildung kann jeder Mensch bekommen. Weltweit haben fast alle Regierungen versprochen, bis 2015 allen Kindern eine gebührenfreie und qualitativ gute Grundbildung zu garantieren. Bildung ist ein Menschenrecht und eine Investition in die Zukunft, die jede Regierung kostengünstig leisten kann.

Wir, die Global Campaign for Education, setzen uns dafür ein, dass jeder Mensch Zugang zu Bildung erhält. Wir hoffen, dass ihr mit Freude mehrere oder sogar alle der großartigen Geschichten in diesem Buch lesen werdet. Ob dies nun Nelson Mandelas Rede über die Bedeutung von Bildung in Südafrika ist oder die Geschichte der preisgekrönten nigerianischen Autorin Chimamanda Ngozi Adichie oder der jordanischen Königin Rania, eine der führenden Unterstützerinnen der Kampagne.

Nach dem Lesen tragt bitte eure Namen und eine Botschaft am Ende des Buches ein – für die Menschen, die nie die Möglichkeit hatten, lesen und schreiben zu lernen. All diese Namen und Botschaften werden wir den Staats- und Regierungschefs der Welt überreichen und sie auffordern, ihr Versprechen „Bildung für alle“ einzuhalten – damit jeder Mensch die Möglichkeit hat, Gegenwart und Zukunft für die nachfolgenden Generationen mit zu gestalten.

Kailash

Kailash Satyarthi

✿ (Präsident der Global Campaign for Education)



Inhalt

Das Lesen lernen

	Seite
Otfried Preußler (1.–4. Schuljahr)	6
Pierre Sanoussi-Bliss (2.–4. Schuljahr)	8
Devli Kumari (2.–4. Schuljahr)	10
Tim-Thilo Fellmer (Sekundarstufe I + II)	12
Emmanuel Jal (8.–10. Schuljahr)	20

Das Lesen wollen

Chimamanda Ngozi Adichie (Sekundarstufe I + II)	26
Dakota Blue Richards (Text Englisch: ab 3. Lernjahr)	32
Königin Rania von Jordanien (4.–7. Schuljahr)	36
Leila Aboulela (4.–7. Schuljahr)	42

Das Lesen brauchen

Lindsey Collen (8.–10. Schuljahr)	48
Diana Ferrus (5.–7. Schuljahr)	54
Alice Walker (8.–10. Schuljahr)	56
Kay Lutter (6.–8. Schuljahr)	62

Das Lesen lieben

	Seite
Cornelia Funke (4.–8. Schuljahr)	68
Günter Grass (Sekundarstufe II)	76
Sandra Lensch (3.–4. Schuljahr)	80
Jean-Luc Raharimanana (8.–10. Schuljahr)	86

Das Lesen verstehen

Roger Willemsen (10. Schuljahr + Sekundarstufe II)	92
Henning Mankell (4.–8. Schuljahr)	98
Paulo Coelho (Text Englisch: ab 3. Lernjahr)	102
Tanella Boni (Text Französisch: ab 3. Lernjahr)	104
Nelson Mandela (Sekundarstufe I + II)	106

Teilnehmerliste	108
Seiten für eigene Botschaften und Forderungen	109
Über die Global Campaign for Education	112
Impressum/Bildnachweise	113
Mitglieder der Globalen Bildungskampagne	114

Pierre Sanoussi-Bliss

Mit der Hauptrolle in der preisgekrönten Komödie „Keiner liebt mich“ von Doris Dörrie wurde der Schauspieler Pierre Sanoussi-Bliss schlagartig einem großen Publikum bekannt. Und seit er 1997 als „Axel Richter“ den Assistentenpart in der ZDF-Krimiserie „Der Alte“ übernahm, kennt ihn jeder Krimifan. Aber Sanoussi-Bliss, 1962 in Berlin geboren, arbeitet auch selbst als Regisseur und Drehbuchautor, spricht Hörbücher und hat ein Kinderbuch veröffentlicht: DER NIX – „ein Märchen für Kinder, die lesen wollen und ihren Eltern noch Fragen stellen – und für Eltern, die das nicht nervt“. Seit 1994 unterstützt Sanoussi-Bliss als Pate Projekte des Kinderhilfswerks Plan in Vietnam, Niger und Paraguay.



Lese-Lied

Abcdefg! Lesen ist cool und tut nicht weh!

Ich lese und lese und kann es nicht lassen!
Romane, Sonette, Gedichte.

Warum hab ich das denn nicht eher getan?
Man lernt so viel über Geschichte.

Cdefghi! Lesen ist cool! Ihr wisst nicht wie!

Ob Heine und Schiller, Fontane und Mann,
Christa Wolf, Strindberg, Kisch, Dürrenmatt.
Ich verschlinge an Büchern so viel wie ich kann!
Und bin dann noch lange nicht satt ...

Efghijk! Lesen ist cool! Ich sags euch ja!

Doris Dörrie, E. T. A. Hoffmann,
Lessing, Balzac, Alexander Puschkin.
Ich trau mich sogar an Marcel Proust ran,
an Lorca, Grass, Shakespeare und Alfred Döblin!

Ghijklm! Wer nicht viel liest, ist doch plemplem!

Ich lese die Dramen von Tschechow und Goethe.
Vielleicht wisst ihr nicht, wer das ist.
Schnappt euch ein Buch! Lest bis zur Morgenröte,
damit ihr bald auch so viel wisst!

Opqr ... 1,2,3! Computer aus! Buch raus! Lesen macht high!

*Bitte weiterdichten!

✿ Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Devli Kumari

Devli aus Indien gibt den Kindern eine Stimme. All jenen Kindern, denen aufgrund von Armut, Ausbeutung oder Sklaverei das Recht auf Bildung vorenthalten wird. Denn drei Generationen von Devlis Familie waren Sklaven in den Steinbrüchen des indischen Bundesstaates Haryana. Dort arbeiteten sie als Steineklopfer und starben, ohne jemals die Steinbrüche verlassen zu haben.



Erst 2004 konnte die damals sechsjährige Devli gemeinsam mit 112 weiteren Sklaven befreit werden. Heute ist Devli elf Jahre alt und lebt mit ihrer Familie in Jodhpur. Mutig hat sie gerade vor den Vereinten Nationen in New York gesprochen. Bei der Eröffnung der Kampagne „Education for all – Class of 2015“¹ ging es um alle benachteiligten und von Bildung ausgeschlossenen Kinder und Erwachsenen. Als Devli erzählte, wie sie es schaffte, dass 15 Kinder ihres Dorfes zur Schule gehen dürfen, hielt die Versammlung der Mächtigsten dieser Welt den Atem an. Mit diesen Worten forderte sie ihre Zuhörer heraus:

„Wenn es mir als Mädchen gelingt, 15 Kinder in die Schule zu bringen, sollte es dann nicht möglich sein, dass die Mächtigen dieser Welt alle Kinder in die Schule schicken?“

Beeindruckt verpflichteten sich die Staats- und Regierungschefs, finanzielle Mittel zur Verfügung zu stellen, um das Millenniumsziel „Bildung für alle“ zu erreichen und über 75 Millionen Kindern weltweit Zugang zu Bildung zu verschaffen.

¹ Unter dem Namen „Education for all – Class of 2015“ haben sich Staats- und Regierungschefs, internationale Organisationen, NGOs, Sportverbände und namhafte Persönlichkeiten wie die Königin von Jordanien und die Popstars Bob Geldof und Bono zusammengetan, damit die Bildungsziele endlich weiter vorangebracht werden. Auch die Global Campaign for Education (GCE) war maßgeblich am Zustandekommen der Initiative beteiligt. Weitere Informationen gibt es unter www.educationforall2015.org sowie unter www.bildungskampagne.org

Ich bin Devli. Ich bin in einem Steinbruch in Haryana zur Welt gekommen. Meine Eltern sind auch dort geboren. Unsere ganze Familie hat als Sklaven in dem Steinbruch gearbeitet. Erst als uns die Organisation Bachpan Bachao Andolan² befreite, begriffen wir, was es heißt, frei zu sein.

Ich habe mit fünf Jahren angefangen zu arbeiten. Ich habe aus größeren Steinbrocken kleinere gemacht. Meine Schwestern und ich haben zusammen mit anderen Kindern Steinbrocken auf Lastwagen geladen. Wir haben nie eine Banane oder anderes Obst gesehen. Als wir das erste Mal nach unserer Befreiung eine Banane bekamen, aßen wir sie mit der Schale. Wir hatten auch noch nie ein Blatt Papier gesehen und kannten nichts außer dem Steinbruch und der Arbeit dort.

Nach der Befreiung bekamen wir ein Zuhause in Jodhpur, unserem Heimatort. Dort leben wir jetzt in einer Siedlung. Ich ging in den Balika Ashram, ein Zentrum der Bachpan Bachao Andolan in Delhi, wo ich Lesen und Schreiben lernte. Dort habe ich auch gelernt, einen Computer zu benutzen. Ich blieb ein ganzes Jahr dort und kam danach zu meinen Eltern zurück. Und jetzt gehe ich in meinem Dorf in die Schule.

Ich habe auch 15 anderen Kindern in meinem Dorf den Schulbesuch möglich gemacht. Ich bin jetzt in der fünften Klasse. Ich gehe gern in die Schule, lerne Hindi und Englisch und spiele mit meinen Freundinnen. Wenn ich groß bin, möchte ich Lehrerin werden.

Das ist Devlis Geschichte in ihren eigenen Worten (übersetzt von Sandya Ch. und der Globalen Bildungskampagne).

² Bachpan Bachao Andolan („Stiftung zur Rettung der Kindheit“) ist eine Organisation, die in Indien Kinder aus Sklaverei und Kinderarbeit befreit und ihnen eine sichere Umgebung bietet, in der sie in Würde heranwachsen können. Weitere Informationen gibt es unter www.bba.org.in

Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Tim-Thilo Fellmer

Tim-Thilo Fellmer wurde 1967 in Frankfurt/Höchst geboren und wuchs mit seinen fünf Geschwistern im Taunus auf. Bereits in der Grundschule wurde bei ihm die Diagnose „Legasthenie“ gestellt. Bis ins Erwachsenenalter war er ein funktionaler Analphabet, heute ist Fellmer Verleger und Kinderbuchautor. Auf dem UN-Weltalphabetisierungstag Ende 2008 in Berlin trug er sich mit Frau Professor Dr. Rita Süßmuth in das „Buch der Bildungsrepublik Deutschland“ ein. Neben seiner Arbeit engagiert Fellmer sich öffentlich für das Thema „Analphabetismus“ und im Rahmen eines interkulturellen Bildungsprojektes für fußballbegeisterte Jugendliche (www.aufballhoehe.de), mit denen er im April 2009 nach Südafrika reiste.



Der „Bundesverband Alphabetisierung und Grundbildung e. V.“ berät und informiert Menschen mit Lese- und Schreibproblemen unter der Telefonnummer 0251 533344. Hilfreich für Betroffene ist auch das Lernportal (www.ich-will-lernen.de) vom „Deutschen Volkshochschul-Verband e. V.“, das anonym und kostenfrei zu nutzen ist. Eltern und Pädagogen von betroffenen Kindern finden Unterstützung unter: www.LegaKids.net

Hallo,

mein Name ist Tim-Thilo Fellmer und ich zählte bis vor gar nicht so langer Zeit noch zu den circa vier Millionen funktionalen Analphabeten, die in Deutschland leben.

Für die, die vielleicht noch nicht so viel Berührung mit dem Thema Analphabetismus hatten, eine kurze Erklärung vorweg.

In den meisten Köpfen entsteht, wenn der Ausdruck Analphabet fällt, schnell das Bild von einem Menschen, der gar keine Buchstaben kennt und weder schreiben noch lesen kann und der wahrscheinlich nie eine Schule besucht hat. Um diesem Bild gegenzuwirken und um die Problematik differenzierter darstellen zu können, wurde der Begriff des funktionalen Analphabeten geprägt.

In Deutschland sind die meisten funktionalen Analphabeten – bedingt durch die Schulpflicht – zur Schule gegangen, einige haben sie sogar mit einem Abschluss beendet. Auch wenn sich die Länge der Schulzeit oder die Art des Abschlusses unterscheidet, in einer Hinsicht gleichen sich alle funktionalen Analphabeten: Sie können nicht ausreichend lesen und schreiben, um in einem Land wie Deutschland, in dem eine gewisse Schriftsprachenkompetenz vorausgesetzt wird, zu funktionieren. Eventuell alle Buchstaben zu kennen, mühsam und langsam Worte lesen zu können, meist nur Buchstabe für Buchstabe, und – wenn überhaupt – eine Handvoll Worte schreiben zu können, das ist einfach nicht ausreichend, um hierzulande beruflich und privat im Bereich der Schriftsprache zu funktionieren.

Wer möchte, kann mich nun bei einer kleinen Zeitreise durch mein Leben begleiten:

Mit meiner blauen, mit gelben Sternen verzierten, wunderschönen großen Schultüte in den Armen stand ich an meinem ersten Schultag aufgeregt, glücklich und zugleich auch ein bisschen ängstlich vor dem riesigen Schulgebäude. Man hatte mir schon viel von der Schule erzählt: Mein Opa meinte, nun würde für mich „der Ernst des Lebens“ anfangen, meine Mutter sagte, ich könnte in der Schule ganz viele tolle Sachen lernen, die mir bestimmt gut gefallen würden, und meine Brüder berichteten, dass die Schule „voll nerven“ würde.

Die Schule begann, ja, und schon nach ein paar Wochen wurde mir klar, dass ich nicht so lernen konnte, wie die meisten anderen Kinder meiner Klasse, was mich sehr unglücklich machte. Noch heute, während ich dies schreibe, machen mich die Erinnerungen an damals sehr traurig. Ich wollte doch nicht anders sein als die anderen Kinder in meiner Klasse. Wie sie auch wollte ich Lesen und Schreiben lernen. Leider gelang mir das nicht, obwohl ich mich so bemühte. Schnell war in mir die ganz natürliche Freude am Lernen, die jedes Schulkind in sich trägt, zerstört. Ich wurde oft krank oder habe mich morgens, wenn meine Mutter mich weckte, krank

gestellt, nur um nicht in die Schule zu müssen. Meine Eltern wollten mir helfen, aber haben es leider nicht geschafft. Mein Vater war selbstständig, musste in seiner Firma viel arbeiten und hatte für uns Kinder nicht sehr viel Zeit. Meine Mutter musste sich um unseren großen Haushalt kümmern und half auch manchmal in der Firma aus. Und dann gab es da ja noch meine Geschwister, die natürlich auch umsorgt werden mussten.

Wegen der vielen Fehltage und meiner schlechten Noten wurde ich nicht versetzt und musste die erste Klasse noch einmal wiederholen. Ich schämte mich fürchterlich, als Einziger der Klasse nicht versetzt worden zu sein. Beim erneuten Anlauf schaffte ich es dann, in die zweite Klasse zu kommen. Auch in den darauffolgenden Grundschuljahren wurde ich von Jahr zu Jahr versetzt, aber Lesen und Schreiben habe ich nicht gelernt und sehr vieles andere dadurch auch nicht. So kam es, dass ich mit viel zu geringen Vorkenntnissen in die weiterführende Schule wechselte. Der Ablauf ähnelte sich: Von Jahr zu Jahr wurde ich versetzt, nur ein Jahr musste ich auf der Hauptschule wiederholen.

Noch in der Grundschule war bei mir die Diagnose Legasthenie gestellt worden. Daher wurde mir ab der siebten Klasse angeboten, Englisch abzuwählen und stattdessen zusätzlichen Deutschunterricht zu bekommen. Ich nahm das Angebot an, aber schon damals hatte ich nicht mehr die Hoffnung, wirklich Lesen und Schreiben zu lernen. Nein, daran habe ich überhaupt nicht mehr glauben können und auch sonst hatte ich das Bild von mir, dass ich in keinem Schulfach das, was die Lehrer von mir erwarteten, leisten könnte. Ja, und wie sollte einer wie ich, der eigentlich für jedes Schulfach zu „blöd“ war, ausgerechnet eine Fremdsprache lernen können. Ich fühlte mich in dieser Zeit total unfähig und absolut überfordert. Aber wie sollte es auch anders sein, wenn man jahrelang in der Schule ist und nicht richtig lesen und schreiben kann. Auch war es nicht so, dass es dadurch nur Nachteile in Deutsch gegeben hätte; das Problem wirkte sich auf alle Fächer aus, nur nicht auf den Sportunterricht. In keinem Fach gelang es mir, eine Textaufgabe schnell genug zu lesen, oder das, was an der Tafel stand, in

mein Heft zu übertragen, bevor es vom Lehrer weggewischt wurde. Ich weiß gar nicht mehr, wie oft ich keine Schulaufgaben machen konnte, weil ich die notwendigen Informationen nicht in meinem Heft stehen hatte. In manchen Fächern bekam ich bei Klassenarbeiten eine Sechs, weil die Lehrer meine schriftlichen Antworten nicht entziffern konnten. Ja, wenn man tagtäglich erleben muss, dass man nicht so funktioniert wie die anderen und man immerzu hinterherhinkt, dann liegt es auf der Hand, dass man sich selber nicht mehr viel zutraut und annimmt, man könnte nichts zustande bringen.

Um mein Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl wenigstens einigermaßen hochzuhalten, habe ich mich als Klassenclown beziehungsweise als Klassenrüpel aufgeführt. So war ich zumindest bei einigen Klassenkameraden anerkannt. Den Lehrern machte ich es damit nicht gerade leicht, mich zu mögen oder sich besonders für mich einsetzen zu wollen. Aus meiner heutigen Sicht war mein damaliges Verhalten eine Art Hilfeschrei, der aber leider kein, oder zumindest zu wenig, Gehör fand. Auf jeden Fall schaffte ich es auf diese Weise, die Scham und das Leid, das ich empfand, wenn ich vor der Klasse lesen musste – stotternd einen Buchstaben an den anderen reihend – oder etwas an die Tafel schreiben sollte, besser zu ertragen. An manchen Tagen, an denen ich schon vorher wusste, dass mich so etwas oder Ähnliches im Unterricht erwarten würde, kehrte ich der Schule, indem ich schwänzte, oft ganz den Rücken.

Mit zunehmendem Alter kam es immer häufiger vor, dass ich auch außerhalb der Schulmauern in Bedrängnis geriet. Im normalen Alltag wurde natürlich von einem Jugendlichen, der ich inzwischen war, einiges an Schriftsprachekompetenz erwartet. Die Angst, als jemand, der nicht Lesen und Schreiben kann, entlarvt zu werden, begleitete mich ständig. Vielleicht kann man sich das nur schwer vorstellen, aber ich hatte selbst Angst zu einem Arzt zu gehen, bei dem ich noch nicht war; dort hätte mich ja ein Formular erwarten können, das ich ausfüllen musste. Es war für mich auch undenkbar, in einen Verein einzutreten, wie beispielsweise einen Fußballverein,



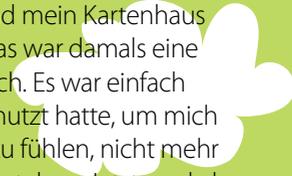
Handballverein, Schützenverein oder Schachverein, weil ich mich davor fürchtete, dort irgendwelche Formulare ausfüllen zu müssen. So verkündigte ich lautstark, wenn meine Freunde über ihre Vereine sprachen, dass mich das alles nicht interessierte und dass Handball oder Fußball „eh blöd“ wären. In mir sah es allerdings ganz anders aus, und ich wünschte mir nichts mehr, als mit meinen Freunden ins Training gehen zu können. Ja, es kam damals und auch in meinem späteren Erwachsenenleben leider sehr oft vor, dass ich nach außen etwas anderes kommunizierte als das, was tatsächlich in mir vorging. Bei Freunden oder Bekannten habe ich z. B. immer behauptet, ich hätte keine Lust auf ein gemeinsames Gesellschaftsspiel. Wusste ich doch, dass viele Spiele Spielkarten beinhalteten, die die Spieler vorlesen mussten. So wurde ich für die anderen der unflexible Spielverderber. Doch das ertrug ich lieber, als mich zu meiner Schwäche zu bekennen.

Nach meiner Schulzeit, die ich mit einem Hauptschulabschluss beendete, wohlgemerkt immer noch nicht lesen und schreiben könnend, bekam ich mit viel Glück einen Ausbildungsplatz und machte eine Lehre zum Kfz-Mechaniker, die ich auch abschloss. Nur meine Möglichkeiten, mich in der Welt der Buchstaben bewegen zu können, hatten sich leider nicht verbessert. Im Gegenteil, meine geringen Fähigkeiten hatten seit Verlassen der Schule eher nachgelassen. Zwar hatte ich einen gewissen, sehr überschaubaren Wortstamm an Begriffen auswendig schreiben gelernt, um mich während meiner Lehre durchzumogeln, aber ansonsten machte ich wirklich um alles, was mit Buchstaben zu tun hatte, einen großen Bogen.

So lebte ich jahrelang ohne die Möglichkeit zu haben, mich in so vielen – wie ich inzwischen weiß – schönen und wichtigen Bereichen unserer Gesellschaft bewegen zu können. Mein ständiger Begleiter war die Angst, enttarnt zu werden. Ich litt mehr und mehr darunter, dass ich in meiner persönlichen Entwicklung so beschnitten war und dass ich ständig auf die Hilfe anderer angewiesen war. Denn um ein

gewisses Maß, die Schriftsprache zu gebrauchen, kommt man gar nicht herum (Mietverträge, Kaufverträge, Formulare, Briefe, Kündigungsschreiben, Bewerbungsschreiben usw.). Wenn man nicht ausreichend lesen und schreiben kann, dann ist und bleibt man abhängig von anderen. Um mich nicht völlig klein zu fühlen und das Bild meiner Selbstwahrnehmung aufzubessern, versuchte ich auch als Erwachsener – wie früher schon in der Schule – meine Schwäche zu kompensieren. So machte ich damals sehr viel Kraftsport, um mich stark zu fühlen und nach außen stark zu wirken, oder kleidete mich auffallend schick, wenn ich ausging. Mir gelang es auch relativ oft, über meine Ausdrucksweise meinem Gegenüber einen so positiven Eindruck zu vermitteln, dass er bestimmt nicht auf die Idee gekommen wäre, ich könne nicht richtig lesen und schreiben. Im Gegenteil, oft interpretierten Menschen, die mich kennenlernten, sehr viel in mich hinein, was wenig mit meinem Werdegang und mit meiner Schwäche zu tun hatte. Sie glaubten, ich hätte die mittlere Reife oder vielleicht auch das Abitur und wäre in einem kaufmännischen Beruf tätig oder würde in einer Bank arbeiten. Manche dachten sogar, ich hätte studiert oder würde studieren. Auch wenn ich mich über solche Einschätzungen erst einmal freute, brachten sie mit sich, dass ich noch mehr Angst bekam, als funktionaler Analphabet erkannt zu werden, und dem Bild, das ich nach außen abgeben wollte, gar nicht mehr gerecht zu werden.

Einige Jahre vergingen, doch dann veränderte sich mit zunehmendem Alter mein Wertesystem und mein Kartenhaus bröckelte und fiel schließlich zusammen. Das war damals eine sehr harte und schwierige Erfahrung für mich. Es war einfach so, dass ich die Dinge, die ich lange Zeit genutzt hatte, um mich trotz meiner Schwäche einigermaßen gut zu fühlen, nicht mehr verwenden konnte, um vor mir selber zu bestehen. Jetzt, nachdem ich mir nicht mehr so viel daraus machte, wie durchtrainiert und körperlich stark ich war, und ob ich mich anderen gegenüber gut „verkaufen“ konnte, stand ich ziemlich dumm da. Das alles hatte für mich plötzlich keinen großen Wert mehr. Ich fühlte mich als kompletter Versager und es ging mir hundeehend.





Rückblickend war aber gerade das ein Geschenk, denn nun musste ich etwas verändern, wenn ich mich nicht andauernd schwach und inkompetent fühlen wollte. Wie so oft steckte in der Krise auch die Chance und ich ergriff sie. Ich meldete mich bei der Volkshochschule zu einem Alphabetisierungskurs an und begann als Erwachsener, richtig lesen und schreiben zu lernen. Es folgten in den nächsten 13 Jahren noch viele weitere Kurse und Hunderte von Stunden mit Nachhilfelehrern und unglaublich viel Zeit, die ich alleine am Schreibtisch schreibend, am Computer lernend oder auf dem Sofa mit einem Buch in der Hand lesend verbrachte. Oftmals unterbrach ich für mehrere Wochen oder sogar für Monate mein Weiterlernen, weil ich einfach in Phasen, in denen es nur schleppend weiterging und ich noch so weit von meinem Ziel entfernt war, den Glauben verlor, dass ich es wirklich irgendwann schaffen würde, mich in der „ach so großen Welt der Buchstaben und Zeichen“ bewegen zu können.

Doch heute weiß ich, dass all die Jahre des Lernens und das viele Geld, das ich in meine Alphabetisierung investieren musste, sich voll und ganz gelohnt haben. Es ist eine ganz neue Lebensqualität, die ich, seitdem ich lesen und schreiben kann, gewonnen habe. Und die Möglichkeiten, mich nun auch über Schriftsprache weiterzubilden und entwickeln zu können, möchte ich nie, nie wieder missen müssen. Endlich konnte ich eine SMS beantworten, eine E-Mail lesen, Briefe schreiben, Autobahnschilder schnell genug auffassen, Hinweisschilder wahrnehmen, Speisekarten verstehen und Anmeldeformulare ausfüllen. Aber das Wichtigste war für mich, dass ich nun die Welt der Bücher oder besser gesagt, das Universum der Bücherwelten, auf mich wirken lassen konnte. Ich begann mit der Schulliteratur, die ich ja nie gelesen hatte. Dann las ich aktuelle Unterhaltungsliteratur und später meist themenbezogene Lehrbücher, mit denen ich mich weiterbildete. Ehe ich mich versah, konnte ich mir keine Welt mehr ohne Bücher vorstellen, mit all ihren tollen, vielfältigen Möglichkeiten, die sie einem Mensch, der sie auch lesen kann, boten.

In dieser Zeit ist es dann auch passiert. Ich fing an, davon zu träumen, selber einmal ein Buch zu schreiben. Damals schrieb ich folgenden Satz: *Schreiben zu können muss eine der allerschönsten Begabungen sein, seiner Fantasie und seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen und sich in Welten zu Menschen, die es bis dahin nur in der eigenen Traumwelt gab, zu begeben, und darüber hinaus andere daran teilhaben zu lassen.*

Ungefähr ein Jahr später schrieb ich die Überschrift und die lautete: „*Fuffi der Wusel*“ und aus diesen drei Worten entwickelte ich in den darauffolgenden viereinhalb Jahren eine Geschichte über das „Anderssein“ und hatte so mein erstes Kinderbuch geschrieben.



*Ende
der kleinen Zeitreise.*

 *Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!*

Emmanuel Jal

Emmanuel Jal wurde 1980 im Sudan geboren, in Zeiten eines blutigen Bürgerkrieges. Mit sechs Jahren entrissen Soldaten den kleinen Jungen seiner Familie und zwangen ihn in den Krieg zu ziehen. Fast fünf Jahre lang kämpfte er als Kindersoldat – bewaffnet mit einem Kalaschnikow-Gewehr, das größer war als er selbst. 1993 schmuggelte die britische Entwicklungshelferin Emma McCune den 13-Jährigen – mittlerweile ein Kriegsveteran – aus dem Land. In Kenia begann Emmanuel die Schule zu besuchen. Parallel fing er an, Texte zu schreiben und zu rappen, um das im Bürgerkrieg Erlebte zu verarbeiten. Heute ist Emmanuel weltweit bekannt für seinen charakteristischen Hip-Hop-Stil. Nicht nur musikalisch, sondern auch als Oxfam-Botschafter setzt er sich für Frieden und Aussöhnung ein. Sein aktuelles Album heißt „Warchild“ (2008) – ebenso wie der Dokumentarfilm über Emmamuels Leben als Kindersoldat und sein Buch, aus dem der folgende Text stammt.



* *Khawajas*:
Gleichbedeutend mit „Weiße“ auf Nuer, einer westnilotischen Sprache, die im Süden Sudans von der gleichnamigen Volksgruppe gesprochen wird.

Warchild

Ich marschierte mit einer Reihe Soldaten, mein Gewehr aufrecht an meiner Seite. Ich war jetzt mehrere Wochen in der Stadt Waat und bin einer von ungefähr einem Dutzend, das die Reise durch die Wüste von Juba hierher überlebt hat. Am Tag, als Gott mich rettete, hatte ich einen Vogel gegessen, der mich lange genug am Leben erhielt, bis Yen Makuachs Neffe mich finden konnte. Er hatte uns verlassen, um seine Stammesangehörigen zu suchen, und kehrte nun mit ihnen zurück. Ich tauschte Lams Gewehr gegen eine Ziegenkeule, und ein Mann von Lams Stamm hielt mich davon ab, mir den Bauch zu sehr vollzuschlagen, indem er mich festband und mich nur mit Stückchen fütterte, die so klein waren, dass mein geschrunpfter Magen sie verdauen konnte. Andere Jungen hatten nicht so viel Glück und starben in jener Nacht, nachdem sie zu schnell zu viel gegessen hatten.

Am Rand des Camps sah ich, wie ein knochiges Kleinkind auf allen vieren hockte, sein Kopf ruhte auf dem Boden, und ein Geier pickte am Durchfall, der aus seinem Körper sickerte. Die Mutter des Kindes lag in der Nähe, zu schwach, um mehr zu tun, als mit einem Stock sanft gegen den Boden zu stoßen, um zu versuchen, den

Vogel zu verscheuchen. Als ich hinlief, um ihn zu verjagen, wusste ich, dass Mutter und Kind bald sterben würden.

Viele weigerten sich, Geier zu essen, die sich an den Toten mästeten, aber in Waat aß ich ihr Fleisch, um zu überleben. Der Hunger hatte mich gezeichnet und Schmerzen quälten mich, wenn ich meinen Bauch füllte, obwohl ich andauernd essen wollte. Wenn ich Essen sah und in die Hand nahm, zitterte ich dabei, aber es wurde besser, als *Khawajas** Lebensmittel für die Flüchtlinge brachten. Genau wie im Flüchtlingslager Pinyudu wussten die humanitären Helfer nicht, dass die Sudanesen, die ihnen bei der Verteilung der Hilfsgüter halfen, oft Soldaten waren. Im Camp hieß man uns nach unserer langen Reise willkommen, und bald fand ich heraus, wie ich mich beliebt machen konnte: Ich führte eine Namensliste, während die Soldaten Essen ausgaben – ich hatte im Flüchtlingslager schreiben gelernt.

Allmählich war ich kräftiger geworden, aber mein schweres Gewehr schleifte immer noch beim Marschieren neben mir auf dem Boden. Wir gingen nach der Essensausgabe zurück zum Camp und ich konnte sehen, wie zwei *Khawaja*-Frauen vor mir in der Sonne standen. Eine der beiden kannte ich. Sie hieß Christine und ich hatte sie kurz nach meiner Ankunft in Waat bei der Essensausgabestelle kennengelernt, die andere Frau erkannte ich nicht. Christine war klein und ihre Haare hatten die Farbe von getrocknetem Savannengras. Die andere Frau war groß und dunkelhaarig.

„*Khawajas*“, rief ich im Vorbeimarschieren. „Wie geht’s?“

Sie lächelten, als sie auf mich zugingen, und sprachen mit dieser eigenartigen Stimme, die ich in Pinyudu gehört hatte.

„Willst du in die Schule gehen?“, fragte die dunkelhaarige *Khawaja* und beugte sich vor, um mich anzuschauen.

„Ja, Schule, Schule“, erwiderte ich lächelnd und hielt an.

Sie deutete auf mich und dann auf mein Gewehr. „Du Schule. Das Gewehr bleibt hier.“

„Ja, ja, Schule, Schule.“

Christine und die andere Frau lachten, als sie weiterredeten.

„Du Amerika?“, fragte ich.

„Nein, nein, England“, antwortete die dunkelhaarige *Khawaja*.

Obwohl ich ihre Worte nicht verstehen konnte, wurde mir klar, dass die Frauen sich stritten, als sie mich anschauten.

„Wer auch immer gewinnt – ich gehe Schule“, sagte ich lachend.

Die dunkelhaarige *Khawaja* beugte sich wieder vor, um mich anzusehen. Ihre Augen waren gütig, als sie meine staubige Hand in ihre eigene nahm. Sie hatte keine Angst, mich zu berühren.

„Willst du zur Schule gehen?“, fragte sie.

Ich erwiderte ihren Blick. Es war so lange her gewesen, dass ich überhaupt an die Schule gedacht hatte. Ich hatte alle meine Träume vergessen, Träume, dass ich fliegen lernen wollte. Aber als ich meinen Mund öffnete, um zu sprechen, schrie eine Stimme los, und als ich mich umdrehte, sah ich, einen großen SPLA* auf mich zu rennen.

„Du!“, brüllte er. „Was machst du mit den *Khawajas*? Geh weg von ihnen, zurück ins Camp!“

Als ich mich umdrehte, um loszulaufen, ging ein Offizier auf den Soldaten zu und sagte: „Was tust du? Lass die Frauen in Ruhe!“

„Aber sie versuchen, mit Jal zu reden“, erwiderte der Soldat.

„Nun, sie können tun, was sie wollen.“

„Warum? Diese *Khawajas* sollten nicht mit unseren Soldaten sprechen. Sie sind hier, um Essen auszugeben – das ist alles.“

„Nicht diese Frau“, sagte der Offizier und deutete auf die dunkelhaarige *Khawaja*.

„Was meinst du damit?“, fragte der Soldat.

„Sie ist anders.“

„Warum?“

Der Offizier schaute die Frau an, wie sie groß und stolz dastand, und sagte: „Weil sie die Frau von Kommandant Riek Machar ist.“

Ich sah die *Khawaja* für einen Augenblick an, bevor ich mich umdrehte, um wegzugehen. Sie hatte etwas Entschlossenes. Ich konnte Feuer in ihren Augen sehen.

Nach diesem Tag sah ich die *Khawaja*-Frau öfter. Sie hieß Emma, und wo immer sie hinging, lief ihr rot-weiß gescheckter

Hund namens „Come on“ ihr nach. Man hatte ihn so genannt, weil Emma immer „Come on“ zu ihm sagte, wenn der Hund ihr hinterhertröten sollte.

Bald fing sie an, mir Englisch beizubringen. Ich wusste wenig über sie, außer dass sie eine *Khawaja* war, die viel lächelte und lauter Kekse in ihren Taschen hatte. Aber später erfuhr ich mehr über Emma McCune. Sie war Engländerin, hatte sich während einer Reise 1986 in den Sudan verliebt und kehrte drei Jahre später zurück, um Entwicklungshilfeorganisationen beim Aufbau von Schulen zu helfen. Nichts, noch nicht einmal der Krieg, konnte sie stoppen. Emma reiste durch Wüsten und Kampfzonen, um mit der Dorfbevölkerung zu sprechen und Hilfsgüter zu verteilen, und Tausende von Kindern konnten dank Emmas Bemühungen zur Schule gehen. Emma war furchtlos, unabhängig und manchmal rücksichtslos. Sie war anders als die anderen Entwicklungshelfer und -helferinnen und hatte bald den Ruf, die Regeln nicht zu beachten. Aber das war Emma egal – sie wollte nur eins: einem Volk, das nach Bildung dürstete, Bildung bringen. Allerdings war der Krieg der Dauerfeind in ihrem Kampf. Nachdem SPLA-Anführer ihr den Zutritt zu bestimmten Teilen des Landes verwehrt hatten, bat sie im Januar 1990 um ein Gespräch mit Riek Machar.

„Kannst du dir überhaupt vorstellen, wie frustrierend es ist! Ich versuche, Kinder zu unterrichten, und plötzlich werden sie in den Busch abgeführt, um Kindersoldaten zu werden!“, schimpfte sie.

Emma sah Riek erst ein Jahr später wieder. Sie war in der Zwischenzeit mehr als 1.500 Meilen gereist – dabei hatte sie sich ihren Weg auch durch 18 Kilometer Akazienwald gehackt – um dorthin zu gelangen, wo er war. Der Kommandant verliebte sich in die abenteuerlustige *Khawaja* und das Paar heiratete im Juni 1991. Natürlich war die Verbindung umstritten. Man hielt Emma für eine Spionin und sie wurde gefeuert, weil man glaubte, dass sie bei der Verteilung von Hilfsgütern nicht mehr unparteiisch sein könnte. Aber Rieks Leute liebten Emma und sie stürzte sich in das traditionelle Dorfleben – sie akzeptierte sogar die Existenz von Rieks erster Ehefrau Angelina, die in England lebte, seitdem er sie dorthin mitgenommen hatte, als er an der Universität studierte.

Emma wusste, dass Nuer-Männer das Recht hatten, mehr als eine Ehefrau zu haben, und es war nicht nur ihr offener Geist und ihre

* Die Sudanesisch
Volksbefreiungsarmee
(SPLA) ist eine
1983 gegründete
Rebellengruppe, die eine
Autonomie des Süd-
sudans fordert.

hochgewachsene, schlanke Figur, die sie wie eine weiße Sudanesisin wirken ließ. Sie war in ihrem Herzen eins mit uns und lebte, ohne sich zu beschweren, gemeinsam mit meinem Volk, mit der Malaria, dem Nahrungsmangel und der Gewalt der Kriegsgebiete.

Vielleicht hat Emma mich ausgewählt oder vielleicht ich sie – ich bin mir nicht mehr sicher –, aber ich wusste, dass irgendetwas an mir bei ihr leidenschaftliche Fürsorge auslöste. Vielleicht aus dem Grund, weil sie sich schon so lange Zeit bemüht hatte, der Hoffnungslosigkeit des Krieges etwas entgegenzusetzen, dass sie sicher sein wollte, wenigstens einen einzigen Menschen gerettet zu haben, oder aber, weil die Leidenschaften ihres Lebens – Kinder, Bildung, der Sudan und Riek – in mir vereint waren. Wie jedes andere südsudanesisches Kind kannte ich den verzweifelten Wunsch nach Bildung und Emma erweckte diesen Traum wieder zum Leben. [...]

„Du bist zu klein, um im Krieg zu leben, zu jung, um zu sehen, was du gesehen hast“, sagte mir Emma. „Ich werde dafür sorgen, dass du zur Schule gehen kannst.“ [...]

Innerhalb weniger Wochen nach meiner Ankunft in Kenia wurde ich in eine Schule geschickt, in die Sawa-Sawa-Akademie in dem Ort Meru in der Mitte des Landes. Emma brachte mich dorthin, mit einem großen Metallkasten samt Vorhängeschloss für meine neuen Kleider. Ich musste eine Uniform tragen: eine schwarze, kurze Hose, ein weißes Hemd, einen schwarzen Pullover und Schuhe. Die Kleider fühlten sich eng an, die Schuhe drückten, und ich musste an die Schuhe und Shorts von Verstorbenen denken, die ich so lange getragen hatte. Jetzt, da ich zur Schule ging, versuchte ich, nicht an den Krieg zu denken. Ich wusste, dass ich niemandem davon erzählen würde, wo ich hergekommen war, denn ich wollte nicht diesen besonderen Blick in ihren Augen sehen. Ich war im Herzen immer noch Soldat, aber ich wollte mein Geheimnis für mich behalten.

Es war dunkel, als Emma und ich vor dem Schulsekretariat standen, um uns voneinander zu verabschieden. Die Gebäude lagen am Hang verstreut. Endlich war ich hier. Ich ging tatsächlich zur Schule. Ich hatte vergessen, wie sehr ich mich früher danach gesehnt hatte, die Schule zu besuchen, doch jetzt wurden die

Träume, die mich auf dem Marsch nach Äthiopien aufrechterhalten hatten, plötzlich wieder lebendig. Ich konnte sehen, wie gut diese Schule war. Emma schickte mich nicht an eine gewöhnliche Schule, sondern an eine gute, an der reiche Kinder unterrichtet wurden.

„Streng dich an“, sagte sie und lächelte mich an. „Ich werde dich anrufen und dich in den Ferien besuchen, wenn ich aus dem Sudan zurück bin. Aber ich möchte, dass du lernst und gut abschneidest, während ich nicht hier bin.“

„Das werde ich tun.“

Ich erinnerte mich daran, wie ich an Mamas Seite saß und das Abc aufsagte, und an die Lehmhütte in Pinyudu, wo ich meine ersten Lektionen gelernt hatte. Dieser Ort war so anders, so weit weg, und jetzt ging auch Emma fort.

Sie beugte sich zu mir herab, um mich zu umarmen, und ich stand still.

„Pass auf dich auf“, sagte sie und nahm meine Hand.

Ich zog sie zurück. Mein Herz zitterte, aber ich wollte nicht, dass Emma es mitbekam. Ich musste stark sein, Soldat sein.

✿ © Emmanuel Jal and Megan Lloyd-Davies, London 2009.

(Übersetzt von Sandra Lustig)

✿ Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Chimamanda Ngozi Adichie

Chimamanda Ngozi Adichie wurde 1977 als drittes von sechs Kindern in Nigeria geboren. Nach ihrem Schulabschluss begann sie ein Studium in Nigeria, ging aber mit 19 Jahren in die USA, wo sie 2001 ihr Studium der Kommunikations- und Politikwissenschaften abschloss.

Neben Kurzgeschichten, Gedichten und Dramen hat sie bisher zwei Romane geschrieben, die in mehrere Sprachen, darunter Deutsch, Spanisch und Niederländisch übersetzt wurden. Mit dem Roman „Blauer Hibiskus“ gewann sie den Schriftstellerpreis des Commonwealth und den Hurston/Wright-Gedenkpreis. Auch ihr anderer Roman „Die Hälfte der Sonne“ fand große Anerkennung – er erhielt den Nationalen Buchkritikerpreis der USA und den angesehenen britischen Literaturpreis Orange Prize.

Adichie pendelt heute zwischen Nigeria und den USA.



CHINASA

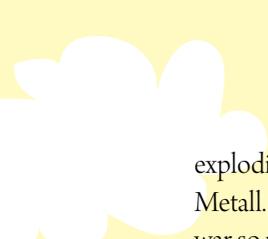
Ich glaube, es geschah im Januar. Es muss im Januar gewesen sein, denn die Erde war rissig, und die trockenen Winde des Harmattan hatten meine Haut und das Haus und die Bäume mit gelbem Staub überpudert. Doch sicher bin ich mir nicht. Ich weiß, es war im Jahr 1968, aber es hätte Dezember oder Februar sein können; während des Krieges war ich mir nie ganz sicher, welches Datum wir hatten. Doch ich weiß genau, dass es am Morgen passierte – die Sonne war immer noch angenehm, die Art von Sonnenschein, von dem es heißt, er fördere die Bildung von Vitamin D in der Haut. Als ich die Geräusche hörte – Bumm! Bumm! – saß ich auf der Veranda des Hauses, das ich mir mit zwei Familien teilte, und schmökerte wie so oft in meiner zerlesenen Ausgabe von Camara Layes *The African Child*. Das Haus gehörte einem Mann, der vor dem Krieg meinen Vater gekannt hatte; als ich nach dem Fall meiner Heimatstadt ankam, trug er mir meinen ramponierten Koffer, und weil ich nicht wusste, wo ich hin sollte,

gab er mir umsonst ein Zimmer, denn mein Vater sei sehr gut zu ihm gewesen, sagte er. Die anderen Frauen im Haus tratschten über mich, sagten, ich besuche den Hausbesitzer nachts auf seinem Zimmer, und das sei der Grund, warum ich keine Miete zahlte. An jenem Morgen war ich mit einem der Klatschweiber draußen. Sie saß auf den rissigen Steinstufen und stillte ihr Baby. Ich sah ihr eine Weile dabei zu; ihre Brust sah aus wie eine schlaffe Orange, aus der der ganze Saft gepresst war, und ich fragte mich, ob das Baby überhaupt etwas Milch bekam.

Als wir das Getöse hörten, nahm sie rasch ihr Baby und lief ins Haus, um ihre anderen Kinder zu holen. *Bumm!* Es war wie Donnergrollen, das sich über den Himmel ausbreitet und ein Gewitter ankündigt. Einen Moment lang stand ich da und stellte mir vor, es sei wirklich Donner. In Gedanken war ich wieder im Haus meines Vaters, hinten im Garten, unter dem Cashewbaum, und wartete auf Regen. Der Garten meines Vaters stand voller Obstbäume, in denen ich gerne herumkletterte, obwohl mein Vater mich oft neckte und sagte, das gehöre sich nicht für eine junge Frau, und vielleicht würden einige der Männer, die ihm Wein bringen wollten, es sich anders überlegen, wenn sie hörten, dass ich mich benahm wie ein Junge. Doch mein Vater hatte mir nie befohlen, damit aufzuhören. Es hieß, er verwöhne mich, ich sei sein Liebling, und noch heute behaupten einige unserer Verwandten, mein Vater sei schuld daran, dass ich noch unverheiratet bin.

An jenem Harmattan-Morgen wurde das Geräusch immer lauter. Die Frauen kamen mit ihren Kindern aus dem Haus gerannt. Ich wollte mit ihnen weglaufen, aber meine Beine bewegten sich nicht. Es war natürlich nicht das erste Mal, dass ich diese Geräusche hörte, denn der Krieg dauerte schon zwei Jahre an; meine Eltern waren bereits in einem Flüchtlingslager in Uke gestorben, meine Tante in Okija, und meine Großeltern und Vettern waren in Abagana umgekommen, als der Markt in Nkwo bombardiert wurde. Bei der Bombardierung hatte es das Dach meines Vaterhauses weggerissen und ich war die Einzige, die überlebt hatte. So kam es, dass ich an jenem staubigen Harmattan-Morgen die Geräusche kannte.

Bumm! Ich spürte, wie der Boden, auf dem ich stand, leicht bebte. Und doch konnte ich mich nicht dazu überwinden, zu laufen. Das Donnern war so laut, dass es in meinem Kopf dröhnte und ich das Gefühl hatte, jemand gieße mir heißen Pudding ins Ohr. Dann sah ich rings um mich herum riesige Löcher im Boden



explodieren. Ich sah Rauch und herumfliegende Holzstücke und Scherben und Metall. Ich sah, wie Staub aufstieg. Sonst weiß ich nicht mehr viel. Etwas in mir war so müde, dass ich ein paar Minuten lang wünschte, die Bomben hätten mir Ruhe gebracht. Ich weiß nicht mehr genau, was ich tat – ob ich mich setzte, ob ich im Stall Unterschlupf suchte, ob ich zu Boden sank. Doch als die Bombardierung zu Ende war, ging ich die Straße hinunter zu den Menschen, die sich um die Verwundeten geschart hatten. Ein Mensch, der auf dem Boden lag, zog mich wie magisch an. Es war ein Mädchen, vielleicht fünfzehn Jahre alt. Ihre Arme waren nur noch eine blutige Masse. Es war der falsche Zeitpunkt, um Witze zu machen, doch als ich sie mir anschaute, mit ihrem zermalmt Armen, dachte ich, sie sah aus wie eine Raupe. Warum nahm ich das Mädchen mit auf mein Zimmer? Ich weiß es nicht. Es hatte auch schon vorher Bombardierungen gegeben – Umuahia war die Hauptstadt und wir bekamen die meisten Bomben ab. Und obwohl ich immer dabei half, die Verwundeten zu versorgen, hatte ich noch nie jemanden mit nach Hause genommen.

Doch dieses Mädchen nahm ich mit auf mein Zimmer. Ihr Name war Chinasa.

Ich pflegte Chinasa wochenlang. Der Hausbesitzer schnitzte ihr ein Paar Krücken aus altem Holz und selbst die Klatschweiber brachten ihr kleine Geschenke, fermentierte Bohnen oder geröstete Yamswurzel. Sie war dünn und klein für ihr Alter, wie die meisten Kinder während des Krieges, doch blickte sie mir auf eine forschende, aber nicht unhöfliche Weise direkt ins Gesicht, die sie wesentlich älter wirken ließ. Wenn ich ihre Wunden mit schwarz gebranntem Gin säuberte, gab sie vor, keine Schmerzen zu leiden, doch ich sah die Tränen in ihren Augen und hätte am liebsten selbst geweint, weil dieses Mädchen da, fast schon eine Frau, durch den Krieg viel zu schnell erwachsen geworden war. Oft dankte sie mir, zu oft. Sie sagte, sie könne es kaum erwarten, mir beim Kochen und Putzen zu helfen. Am Abend, wenn ich sie mit etwas Maisbrei gefüttert hatte, saß ich neben ihr und las ihr vor. Ihre Arme waren ganz reglos und bandagiert, doch ihr Gesicht war ausdrucksvoll, und oft lachte sie beim grellen, flackernden Licht der Kerosinlampe, sie lachte und lächelte und grinste spöttisch, während ich ihr vorlas. Ich hatte so viele meiner Habseligkeiten verloren, als ich von Stadt zu Stadt auf der Flucht war, doch immer nahm ich ein paar Bücher mit, und ihr diese

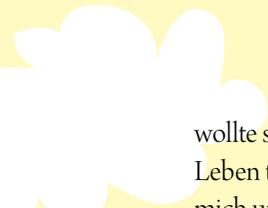
Bücher vorzulesen bereitete mir eine ungekannte Freude, denn durch Chinasas Augen sah ich sie in neuem Licht. Sie begann mir Fragen zu stellen, sich mit dem auseinanderzusetzen, was einige der Figuren in den Geschichten taten. Sie stellte mir Fragen über den Krieg. Sie stellte mir Fragen über mich.

Ich erzählte ihr von meinen Eltern, denen es wichtig gewesen war, dass ich eine Ausbildung machte, und die mich auf ein Lehrerseminar geschickt hatten. Ich erzählte ihr, wie gerne ich als Lehrerin gearbeitet hatte, damals in Enugu, bevor der Krieg begann, und wie traurig ich gewesen war, als man meine Schule schloss, um Flüchtlinge darin unterzubringen. Während ich sprach, sah sie mich mit großer Aufmerksamkeit an. Als sie mir eines Abends zeigte, wie man *nchokolo* spielt, fragte sie, ob ich ihr das Lesen beibringen wolle. Ich war verblüfft. Es war mir gar nicht in den Sinn gekommen, dass sie nicht lesen konnte. Heute finde ich es anmaßend von mir, dass ich das für eine Selbstverständlichkeit gehalten hatte. Dabei kannte ich Geschichten wie die ihre: Ihre Eltern waren Bauern aus Agulu gewesen, die sich das Geld vom Mund abgespart hatten, um ihre beiden Brüder auf die Missionsschule zu schicken, doch Chinasa hatte zu Hause bleiben müssen. Vielleicht war es ja ihre Klugheit, ihre Wachheit, die große Intelligenz gewesen, mit der sie alles um sich herum beobachtete, die mich vergessen ließen, woher sie kam.

An jenem Abend begannen wir mit dem Unterricht. Das Alphabet kannte sie bereits, weil sie manchmal in den Büchern ihres Bruders geblättert hatte, und es überraschte mich nicht, wie schnell sie lernte, wie fleißig sie war. Als wir einige Monate später erfuhren, dass unsere Generäle die Kapitulation unterschreiben würden, las Chinasa mir bereits aus ihrem Lieblingsbuch vor – aus *The African Child*.



An dem Tag, als der Krieg zu Ende ging, schlossen Chinasa und ich uns den Klatschweibern und anderen Nachbarn an, die auf der Straße feierten. Wir weinten und sangen und lachten und tanzten. Wenn jene Frauen weinten, dann waren es Tränen der Erschöpfung und der Ungewissheit und der Erleichterung. Meine auch. Doch ich weinte auch deshalb, weil ich Chinasa mit mir nach Hause nehmen wollte, oder zu dem, was von meinem Zuhause in Enugu übrig war; ich



wollte sie zu der Tochter machen, die ich nie haben würde, wollte mit ihr mein Leben teilen, aus dem all meine Lieben verschwunden waren. Doch sie umarmte mich und lehnte ab. Lieber wolle sie sich auf den Weg machen und herausfinden, welche von ihren Verwandten überlebt hatten. Ich gab ihr meine Adresse in Enugu und den Namen der Schule, an die ich hoffte, zurückkehren zu können. Und ich schenkte ihr einen Teil des wenigen Geldes, das ich besaß. „Ich komme dich bald besuchen“, sagte sie. Dabei schaute sie mich unter Tränen und voller Dankbarkeit an und ich drückte sie fest an mich und spürte deutlich, welchen Kummer die Zukunft mir bringen würde. Chinasa würde ihre Verwandten finden und das Leben würde verhindern, dass sie ihr wohlgemeintes Versprechen einhielt. Ich wusste, dass sie nie zurückkehren würde.



Jetzt schreiben wir das Jahr 2008, und gestern Morgen, einem Morgen, der dem vor vierzig Jahren nicht unähnlich war, schlug ich in meinem Wohnzimmer in Enugu den Guardian auf. Ich war gerade von meinem morgendlichen Spaziergang zurückgekehrt – meine Freunde sagen, meine tägliche Runde sei der Grund, warum ich nicht aussehe wie eine Frau über siebzig – und war erfüllt von dem Optimismus, der vom strammen Gehen, vom erhöhten Pulsschlag eines solchen Spaziergangs herrührt. Ich hatte die neuesten Nachrichten über die Ernennung von Ministern durch die Regierung verfolgt, doch nur flüchtig, weil es mir schon lange an Begeisterung mangelt, wenn ich beobachte, wie dieses Land von einer unfähigen Führung zur nächsten taumelt. In der Zeitung hieß es, ein neuer Erziehungsminister sei ernannt worden, eine Frau, und dass sie gerade ihr erstes Interview gegeben habe. Darüber war ich durchaus erfreut: In Nigeria wurden noch viel mehr Frauen in der Regierung gebraucht, und die Menschen hatten gesehen, welche gute Arbeit die Finanzministerin geleistet hatte. Etwas an dem Gesicht der neuen Ministerin, deren Schwarzweißfoto die halbe Seite einnahm, kam mir bekannt vor. Ich schaute es mir genauer an, und noch bevor ich den Namen las, wusste ich, dass es Chinasa war. Ihre Wangen sahen natürlich voller aus, ihr Gesicht hatte die Unbedarftheit der Jugend verloren, aber ansonsten hatte sich wenig an ihr verändert.

Rasch las ich das Interview, meine Hände zitterten ein wenig. Kurz nach dem Krieg hatte eine internationale Agentur sie ins Ausland geschickt, wie viele junge Menschen, die unter den Auswirkungen des Krieges litten. Chinasa hatte zahlreiche Stipendien erhalten. Sie war verheiratet, hatte drei Kinder, und sie war Literaturprofessorin. Meine Hände begannen heftig zu zittern, als ich las, wie ihre Liebe zu Büchern begonnen hatte. „Während des Krieges gab es eine gute Fee, die sich um mich kümmerte wie eine Mutter“, war alles, was sie dazu sagte. Lange Zeit betrachtete ich ihr Gesicht, stellte mir das Leben vor, das sie geführt hatte, spielte mit dem Gedanken, Kontakt mit ihr aufzunehmen, und mir wurde bewusst, dass ich noch nie in meinem Leben so stolz gewesen war. Dann faltete ich die Zeitung zusammen und legte sie beiseite.



 (Übersetzt von Judith Schwaab)



 Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Dakota Blue Richards

Dakota Blue Richards, 1994 in London geboren, begeisterte sich schon in der Grundschule für das Schauspielern. Als kleines Mädchen las Dakota die Reihe „Der Goldene Kompass“ von Philip Pullman. Sie liebte diese Bücher, besonders das wilde Mädchen Lyra. Als sie übers Radio erfuhr, dass die Bücher verfilmt werden sollten, bewarb sie sich um die Hauptrolle. Aus zehntausend Bewerberinnen wurde sie für die Rolle der Lyra Belacqua ausgewählt. 2007 kam der Film in die deutschen Kinos.

Dakota wurde für mehrere Preise, u. a. den Kritikerpreis nominiert. Die 15-Jährige will gern weiter als Schauspielerin arbeiten und das mit einem anderen Beruf kombinieren: Dakota möchte mit Schülern arbeiten.



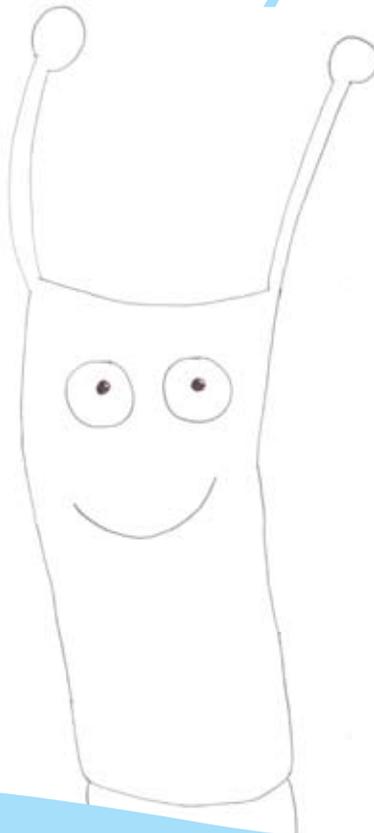
Ed and his friend Cassidy

✿ written and illustrated by Dakota Blue Richards

Ed the Stick Insect is a very special Stick Insect. He is about as long as a small stick and as fat as a small stick, and ... Ed can talk.

This is Ed →

Ed likes to watch the children through the school window and this is how he taught himself to read and write. Ed loves to read books and learn



things. His favourite book is The Hobbit by J. R. R. Tolkien.

Ed's greatest ambition is to go to school, but unfortunately, there aren't schools for Stick Insects. This is the story of how Ed achieved his dream.

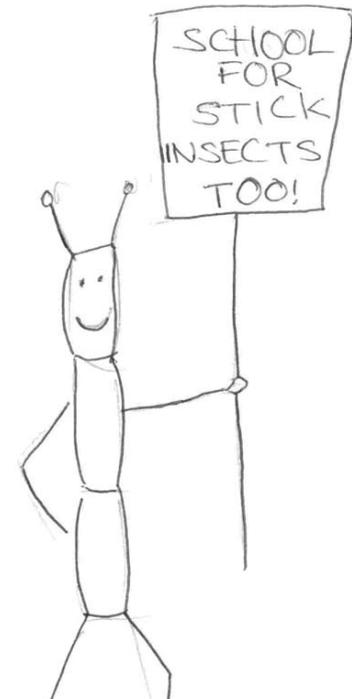
One day, Ed decided to start a protest, so he worked very hard and made a sign. Then he went to stand outside the school.

But nobody seemed to notice him. Some people nearly squished him. Ed decided it was no good protesting alone. So he made another sign advertising his campaign. It said:

STICK INSECTS SHOULD GO TO
SCHOOL TOO!

MEETING – HERE FOUR O'CLOCK
TODAY

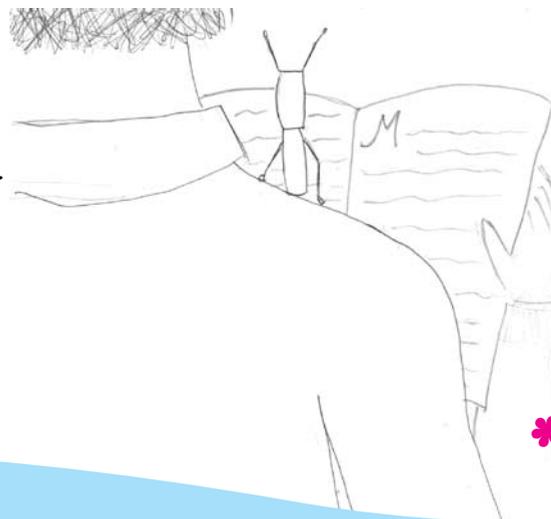
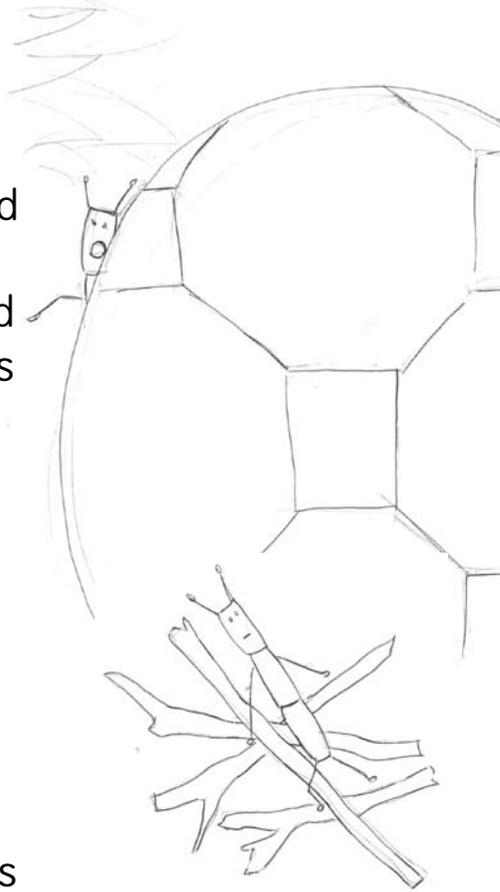
Ed waited but nobody arrived, and



just when he was about to go home, he heard a voice behind him. "Hello" said the boy. "Are you here for the meeting?" said Ed (hopefully). "Yes. My name is Cassidy" smiled the boy.

From that moment on, Ed and Cassidy became the best of friends. They had a lot of fun together. They played football in the park. They played 'fetch' with the dog (although this game made Ed a bit nervous). They played hide and seek (this was Ed's favourite).

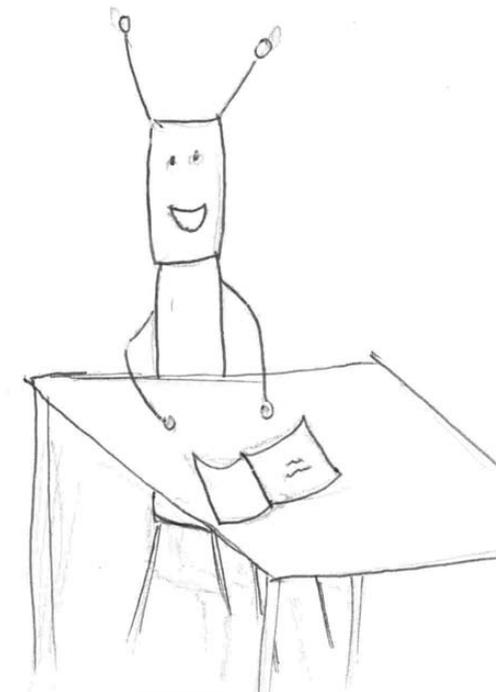
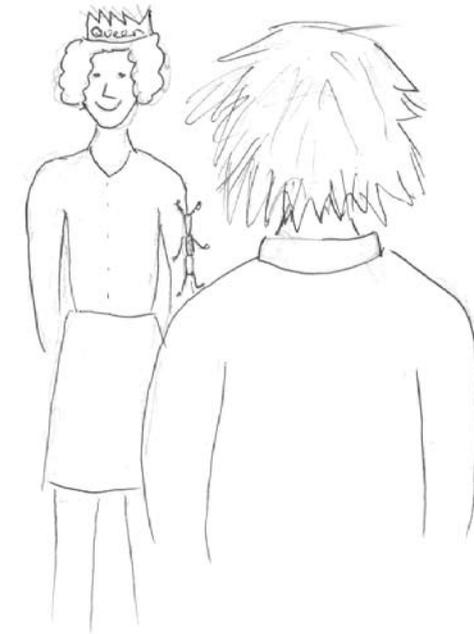
Ed and Cassidy read books together ... and of course, they protested outside the school together. But the teacher always made Cassidy come inside and he was forced to leave Ed protesting alone.



Finally, Ed and Cassidy decided that protesting outside the school was not enough. So they went to see the Queen.

"I completely agree" said the Queen. "Everyone should be allowed to go to school". So she talked to some very important people and made some very important arrangements. Now Ed goes to school every day, and learns lots of new things.

The most important thing that Ed has learned is that if we work together, we can change the world. The only problem Ed has now is that the teacher doesn't believe him when he tells her the dog ate his homework!



✿ Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Königin Rania von Jordanien

Königin Rania von Jordanien wurde 1970 in einer jordanischen Familie palästinensischer Abstammung in Kuwait geboren, wo sie auch zur Schule ging. In Kairo schloss sie 1991 ihr Studium der Betriebswirtschaft ab. Zwei Jahre später heiratete sie Prinz Abdullah bin al-Hussein von Jordanien. Mit seiner Krönung 1999 wurde Rania zur Königin von Jordanien. Das Paar hat vier Kinder.

Rania engagiert sich für die gesellschaftlichen und sozialen Belange der Frauen und Kinder, insbesondere für Bildung. Sie ist überzeugt, dass Bildung der Schlüssel zur Bekämpfung von Armut ist. 2008 startete die Königin ihre „Madrasati“-Initiative (arabisch: meine Schule). Diese Initiative hat zum Ziel, die 500 renovierungsbedürftigen, staatlichen Schulen zu sanieren und sicherzustellen, dass alle jungen Jordanier Zugang zu hellen, sicheren und gut ausgestatteten Unterrichtsräumen und Spielplätzen bekommen.



Maha aus den Bergen

✿ (Diese Geschichte spielt im Mittleren Osten.)

Die Jungen warfen mit Steinen nach ihr, sie riefen und johlten. „Ya a'lylet al d'ab! Du hast keine Moral!“

Maha kämpfte mit den Tränen, denn diese Beleidigungen waren schlimmer als Steine. Endlich! Das kleine Lehmhaus ihrer Eltern. Dankbar schloss sie die Tür hinter sich. Draußen höhnten die Jungen weiter. „Maha ha ha! Mädchen gehören nicht in die Schule!“ Maha seufzte. Es war nicht einmal ihr erster Tag. Wie war es erst an dem Tag gewesen, als sie ihre Bücher bekam! Und als sie tatsächlich das Dorf verließ, um zum ersten Mal zu Fuß in die Schule zu gehen.

„Sie werden auf mich warten. Sie werden noch mehr Steine nach mir werfen und Allah weiß, was noch alles. Aber es ist meine Entscheidung, zur Schule zu gehen. Und ich werde mir von ihnen keine Angst einjagen lassen.“

Die ersten paar Monate waren anstrengend gewesen. Streit mit ihrem Vater. Spott von ihren Brüdern. Und jetzt machten auch die anderen Jungen im Dorf mit. Es schien, als wären alle gegen sie. Außer Mama. Allah sei Dank für Mama und ihre Umarmungen, die sie beruhigten. Mama war selbst nie auf der Schule gewesen, aber sie hatte Maha unterstützt,

hatte Baba gegenüber darauf beharrt, dass auch eine Tochter die Chance verdient hatte, zu lernen.

„Maha, warum hörst du eigentlich nicht endlich damit auf?“, hatte ihr Vater sie beim Abendessen angeherrscht. „Was soll bloß dieser Unsinn mit der Schule? Du weißt, wir können es uns nicht leisten.“

„Ja, aber Baba ...“

„Also, warum hörst du nicht auf damit? Wir haben so viel Geld für deine Brüder verschwendet. Nur einer von sieben ist auf der Schule geblieben. Einer! Wir hätten mehr Fleisch kaufen können. Oder einen besseren Pflug. Oder wir hätten den Wasserhahn reparieren lassen.“

„Aber, Baba“, hatte sie gebettelt, „ich kann nachts arbeiten. Ich werde weiter meine Stickereien verkaufen. Und denk nur, wenn ich lesen kann, werde ich noch mehr Geld verdienen können. Ich werde dabei helfen, mich um die Familie zu kümmern. Bitte, Baba. Ich verspreche es, ich verspreche es.“

„Na gut, Maha“, hatte er mit einem Seufzen gesagt. „Aber du musst selbst dafür aufkommen. Ich kann dir kein Geld für Bücher geben.“

Maha war um den Tisch gelaufen und hatte ihre dünnen Arme um ihn gelegt. „Danke, Baba.“ Sie drückte das Gesicht an seinen Hals. „Vielen, vielen Dank. Ich versprech dir, dass du auf mich stolz sein kannst.“

Die Nachricht, dass Maha zur Schule gehen würde, hatte sich rasch in ihrem kleinen Dorf verbreitet. Und auch das Flüstern hinter ihrem Rücken ließ nicht lange auf sich warten. Die Leute zeigten auf sie, sie starrten sie an, sie machten sich über sie lustig. Am Abend vor ihrem ersten Schultag half Maha ihrer Mutter beim Hacken von Okraschoten. „Mama, ich versteh das nicht“, sagte sie traurig. „Was ist so schlimm daran, zur Schule zu gehen?“

Mama nahm sanft Mahas Hand. „Sie denken, dass Mädchen zu Hause helfen und sich nicht mit der Schule aufhalten sollten. Du weißt, ich hab nie lesen gelernt. Und deine Tanten und Großmütter auch nicht. Die Menschen denken ... sie denken, es ist eine Schande für ein Mädchen, allein unterwegs zu sein. Es ist gefährlich, das weißt du. Wer kann schon sagen, was passiert? Die Schule ist eine Stunde entfernt.“

Sorge stand auf Mamas Gesicht wie eine Wolke.

„Aber, Mama, ich werde vorsichtig sein. Du weißt, dass ich das bin. Es kümmert mich nicht, was sie sagen. Ich kann es kaum erwarten, zur Schule zu gehen. Ich kann es kaum erwarten, lesen und schreiben zu lernen. Ich möchte Lehrerin werden. Und eines Tages, Mama, werde ich dir auch das Lesen beibringen.“

Das Jahr ging ins Land. Der Sommer ließ die Erde aufplatzen; vorüberziehender Regen heilte die Wunden. Die kühlen Abende kehrten ins Hochland zurück. Das neue Schuljahr würde in wenigen Tagen beginnen.

Und Maha lernte. Sie führte ein Tagebuch. Sie las ihrem Vater die Schlagzeilen aus der Zeitung vor. Sie brachte ihrer kleinen Schwester bei, all ihre Finger und Zehen zu zählen. Oft taten ihr die Augen weh von den vielen Stunden Arbeit für die Schule, den Hausaufgaben, dem Nähen. Doch je härter sie arbeitete, desto stärker fühlte sie sich. Je mehr sie lernte, desto mehr wollte sie wissen.

Dennoch war es nicht einfach. Vor dem Fußmarsch, zu dem sie morgens um sechs Uhr aufbrach, fürchtete sie sich. Er dauerte eine Stunde oder mehr. Nicht einmal ein kleines Stück der ausgetrockneten Wüstenstraße war befestigt. Wenn sie in der Schule ankam, waren ihre schmerzenden Füße mit Staub verkrustet. Und das war noch nicht einmal das Schlimmste.

An ihrem ersten Tag sagte keiner, dem sie auf ihrem Weg begegnete, ein Wort. Mittlerweile hörten die Beleidigungen gar nicht mehr auf. Die Leute aus dem Dorf versuchten, sie zu beschämen. „Wie kannst du das bloß deiner Familie antun? In der Schule ist kein Platz für ein Mädchen!“ Noch lange nachdem sie zu Hause in Sicherheit war, hallten die gehässigen Sticheleien in ihren Ohren wider: „Maha, ha ha! Mädchen haben in der Schule nichts zu suchen!“

Maha saß auf ihrem Bett, zog sich die Decke um die Schultern und versuchte sich auf ihr Buch zu konzentrieren.

Plötzlich fiel die Tür mit einem lauten Knall ins Schloss. Es war ihr Vater und er war wütend.

„Nicht mal drei Meter kann ich in diesem Dorf hier gehen, ohne dass jemand eine freche Bemerkung über meine Tochter macht, und die Schande, die sie über diese Familie bringt. Die Frauen reden. Die Männer reden. Die Dorfältesten reden. Heute kamen sie zu mir, um mir zu sagen, dass sie nicht damit einverstanden sind, dass Maha allein zur Schule geht. Niemand macht mehr Geschäfte mit mir. Wir sind wie Ausgestoßene unter unseren eigenen Leuten.“

Er senkte die Stimme. „Maha, ich weiß, was ich gesagt habe, aber du kannst nicht mehr zur Schule gehen.“

„Aber, Baba!“

„Nein, Maha!“ Babas dunkle Augen blitzten. „Mädchen haben in der Schule nichts zu suchen. Das ist mein letztes Wort.“ Er schlug mit der Hand auf den Tisch. „Und jetzt, wo ist mein Abendessen?“



Mahas Leben kehrte zu dem zurück, was es einmal gewesen war. Die Jungen zeigten immer noch auf sie; ihr hämisches Lachen hing in der Luft. Maha tat so, als könne sie es nicht hören.



Salaam aleikum.

Wa aleikumu salaam.

„Darf ich fragen, ist das hier der Ort, wo Maha lebt?“ Weder Maha, die herauskam, um zu sehen, wer es war, noch ihr Vater, der die Tür geöffnet hatte, wussten mit der großen Frau etwas anzufangen, die vor ihnen stand.

Wie es Sitte war, bat *Baba* sie herein und wies einladend auf die zerschlissenen Sitzkissen. Mama bot ihr süßen Tee an.

„Ich komme aus der Hauptstadt. Ich bin hier, um Maha zu sehen.“

„Mich zu sehen?“ Maha trat nach vorne. „Warum möchten Sie mich sehen? Woher wissen Sie überhaupt, wer ich bin?“

„Was für eine Freude, dich endlich kennenzulernen, Maha. Ich hab so viel von dir gehört. Man hat mir gesagt, du seist eine der besten Schülerinnen gewesen, die die Al-Isra-Schule je hatte.“ Die Frau hielt ihr eine kleine Stofftasche hin. „Das hier habe ich dir mitgebracht.“ Sie drückte der überraschten Maha den Beutel in die Hände.

Maha war so viel Aufmerksamkeit nicht gewöhnt. Vorsichtig griff sie in den Beutel. Ganz unten war etwas Hartes und Glattes. Ihre Finger fuhren über die Kanten, versuchten zu ertasten, was es war.

Es war ein Füllfederhalter. Ihr erster.

„*Il hamdallah.*“ Sie legte den Füller behutsam auf ihre Handflächen, schaute ihren Vater an und wandte sich dann schüchtern wieder an die Dame. „Sind Sie sicher, dass das für mich ist?“

„Ja, du wirst ihn brauchen“, sagte die Frau lächelnd.

„Aber wieso?“

„Ich suche dich schon seit Monaten, Maha aus den Bergen! Wie könnte ich auch nicht! Ein kleines Mädchen aus einem winzigen Dorf oben im Hochland, das ganz alleine zur Schule geht? O ja, Maha, dein Name ist wohlbekannt, selbst bei uns in der Hauptstadt!“

Maha wurde rot.

„Nein, das braucht dir nicht peinlich zu sein. Dein Name ist nur aus den allerbesten Gründen bekannt. Maha aus den Bergen, dein Name steht für Mut, Entschlossenheit und Erfolg! Wir hörten, dass du jeden Tag Meilen gehst, dass du auf so viel Missbilligung stößt, wie viel du abends arbeitest, und dennoch bist du die Beste in deiner Klasse. Deine Lehrerin war so stolz auf deine Fortschritte. Sie fand, aus dir könnte wirklich etwas werden. Als du nicht mehr kamst, fragte sie jeden, wo du seist; überall hat sie nach dir gesucht. Und ihre Suche, deine Geschichte, drang bis zu uns in die Stadt vor.“

„Wirklich?“, fragte Maha.

„Ja. Sogar unserer Organisation kam sie zu Ohren. Wir arbeiten mit Müttern und mit Mädchen. Wir geben ihnen kleine Kredite, helfen ihnen dabei, sich etwas aufzubauen ... was auch immer sie brauchen. Und Maha, wir glauben, du benötigst Hilfe, um zur Schule zu kommen.“

„Wie wollen Sie ihr helfen?“, fragte Mahas Mutter, die Hand schützend auf die Schulter ihrer Tochter gelegt.

„Nun, wenn Sie einverstanden sind, wird jeden Morgen jemand von uns vor Ihrer Tür stehen, um Maha zur Schule zu bringen. Und jeden Nachmittag wird jemand von uns an der Schule sein, um Maha nach Hause zu begleiten.“ Sie wandte sich erneut an Maha. „Wie klingt das?“

Maha traute ihren Ohren kaum. „Sind Sie sicher? Wirklich? Jeden Tag?“

„Natürlich bin ich mir sicher! Mädchen haben genauso ein Recht auf Bildung wie jeder andere auch. Warum sollten nur Jungen in die Schule gehen? Die Schule ist gut für jedermann. Wenn du erst einmal die Schule besucht hast, kannst du deine Familie unterstützen; du kannst deinem Dorf helfen, stark zu werden. Aber zur Schule zu gehen, verleiht dir auch eine Stimme! Eine Meinung, auf die die Menschen hören werden.“

Maha hob den Blick zu ihrem Vater, der schweigend aus dem Fenster starrte. „Es ist an Baba, das zu entscheiden. Wenn *Baba* seine Erlaubnis gibt, werde ich gehen.“

Zuerst sprach ihr Vater kein Wort.

Dann, ganz langsam und nachdenklich, drehte er sich um. „Niemand soll sagen, ich liebe meine Tochter nicht ebenso sehr wie meine Söhne. Ja, meine Maha kann wieder zur Schule gehen. Wenn sie unversehrt hinkommt, dann kann sie gehen.“

An der Tür war ein Geräusch. Mahas Vater stand auf und öffnete sie. Die jungen Mädchen des Dorfes drängten sich vor seinem Eingang.

„Wirklich? Sie darf wieder in die Schule?“, piepste eine.

Ein älteres Mädchen trat vor. „Es tut uns leid. Wir wollten nicht lauschen, aber wir haben gesehen, wie diese fremde Dame im Dorf ankam.“ Sie stupste mit der Zehe in den Boden. „Aber ist es denn wahr? Wird Maha wieder in die Schule gehen?“

Mit einer erhobenen Augenbraue erwiderte er: „Ja, das wird sie.“

Die Mädchen brachen in ohrenbetäubenden Jubel aus, und die Jungen, die sie aus der Nähe beobachteten, standen erschrocken da. Nachdem einige Maha durch die Tür hindurch beglückwünscht hatten, liefen sie rasch zu ihren eigenen Eltern zurück.

Am nächsten Tag trat Maha mit ihrer Tasche und dem neuen Füllfederhalter aus der Tür und sah, dass sich ihre Begleiter zur Schule vervielfacht hatten. Es war nicht nur die freundliche und großzügige Dame aus der Stadt. Andere Mädchen hatten ihre Väter überzeugt, sie ebenfalls zur Schule gehen zu lassen.

Maha konnte es nicht verhindern, dass sich ein Lächeln auf ihr Gesicht stahl.

Während die Jungs Maha damals an ihrem ersten Schultag vor einem Jahr die Zunge herausgestreckt hatten, hatten die Mädchen ihr voller Neid hinterhergeschaut. Von dem Moment an hatten sie sich allesamt insgeheim gewünscht, auch auf die Schule gehen zu dürfen.

Drei Tage später, als sie vor der Schule gerade noch hastig etwas Brot und Bohnen aß, schwoll draußen Lärm an und erregte ihre Aufmerksamkeit.

Sie öffnete die Tür. Draußen wartete eine Menschenmenge, die größer war als ihr ganzes Dorf. Da waren Autos, Lichter, Kabel, Kameras und ein ganzes Meer von Gesichtern, die sie noch nie gesehen hatte. Plötzlich drehten sich alle Köpfe und die Kameras zu Maha!

Sie blieb stocksteif stehen, während die freundliche Dame aus der Stadt auf sie zulief. „Maha, Maha, du wirst es kaum glauben! Deine Geschichte ist bis zu ein paar wirklich

wichtigen Menschen vorgedrungen. Dann hat man es dem Erziehungsminister berichtet und jetzt ist der Präsident hier!“

Maha errötete, während die Kameras surrten und die Blitze aufleuchteten.

Bevor sie verarbeiten konnte, was die Dame da gesagt hatte, streckte ein Mann die Hand nach ihr aus.

„Du bist also Maha aus den Bergen? Du bist das kleine Mädchen, das darum gekämpft hat, auf die Schule zu gehen? Das ein ganzes Dorf inspiriert hat? Maha, dein Mut und deine Entschlossenheit haben mich sehr beeindruckt, und ich möchte, dass du mir dabei hilfst, dass noch mehr Mädchen auf die Schule gehen.“

Er ging in die Hocke.

„Wirst du mir helfen?“

Maha schaute zu den Mädchen ringsum, die die Frage gehört hatten. Ihre Augen waren groß wie Teller und sie nickten heftig. Mit schüchterner Stimme sagte sie: „Ja, natürlich.“

Die Mädchen kreischten vor Freude.

„Ich möchte nicht, dass du zu spät zum Unterricht kommst, Maha. Wie wäre es, wenn ich dich und deine Freundinnen in die Schule fahre? Auf dem Weg können wir noch ein wenig plaudern.“

Maha strahlte. Mit der Schultasche in der Hand, küsste ihre Mutter sie sanft auf die Stirn.

Der Präsident winkte allen zu, während die Kameras den Moment einfingen, als die Mädchen in den Wagen stiegen. Als sie davonfuhren, hallte der Jubel bis weit in die Hügel hinein. „Maha, hurra! Mädchen gehören in die Schule!“

Ende



✿ (Übersetzt von Judith Schwaab)

✿ Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!



Leila Aboulela

Leila Aboulela wurde 1964 in Khartoum im Sudan geboren. In Großbritannien begann sie 1987 an der London School of Economics Statistik zu studieren. Mit ihrem Mann und ihren drei Kindern zog sie 1990 nach Schottland – hier begann sie auch mit dem Schreiben von Kurzgeschichten, die in zahlreichen Zeitschriften veröffentlicht wurden. 1999 erschien ihr erster Roman „Der Übersetzer“, 2001 folgte der zweite, „Minaret“. Beide Romane waren für den renommierten Orange- und den IMPAC-Preis vorgeschlagen. Leilas Werk ist in elf Sprachen übersetzt worden. Heute lebt sie in Abu Dhabi und arbeitet an ihrem dritten Roman.



Faridas Augen

Es begann damit, dass die Schrift an der Tafel so verschwommen und wirr wurde, dass sie wie ein Knäuel aus weißen Fäden aussah. Die Fragen des Geschichtstests mussten eigentlich klar und verständlich sein, doch Farida konnte sie nicht lesen. Und wenn sie sie nicht lesen konnte, wie sollte sie sie dann beantworten? Sie würde eine Sechs bekommen. Und sie hatte noch nie eine Sechs bekommen. Farida ging gern in die Schule; sie lernte so, wie sie Luft holte – ohne Anstrengung und ohne lange darüber nachzudenken. Das Wissen fand mühelos den Weg in ihren Kopf, und sie nahm alles mit Leichtigkeit und Dankbarkeit in sich auf. Ihre Hausaufgaben machte sie immer pünktlich, ihre Schulhefte waren tadellos geführt, und niemals hatte sie bisher ein Schulbuch zu Hause vergessen. Die Lehrer waren zufrieden mit ihr, ihre Mutter freute sich, und obwohl ihr Vater nie sagte, dass er auf die Leistungen seiner Tochter stolz war, bezahlte er das Schulgeld – zähneknirschend, aber pünktlich.

Farida blinzelte und plötzlich, kurz bevor sie die Augen schloss, wurden die Sätze an der Tafel ganz deutlich. Sie erkannte die Wörter: „Fruchtbarer Halbmond ... Werkzeuge ... Zivilisation.“ Sie reckte den Hals vor und kniff die Augen erneut zusammen. Daraufhin fingen ihre Augen zu tränen an und alles wurde wieder verschwommener. Faridas Klassenkameradinnen waren währenddessen eifrig am Schreiben und Schwester Carlotta ging zwischen den Pulten umher, um zu verhindern, dass die Mädchen miteinander flüsterten oder unterm Tisch das Lehrbuch aufschlugen und spickten.

„Schwester Carlotta“, flüsterte Farida, als die Nonne an ihrem Pult vorbeikam. „Kann ich mich weiter nach vorne setzen, damit ich die Tafel besser erkennen kann?“ Weil Farida groß war, musste sie in der Klasse ganz hinten sitzen; sie durfte den anderen Mädchen die Sicht auf die Tafel nicht versperren. Sie mochte es nicht, in der letzten Reihe zu sitzen. Vorne – ganz aufmerksam und in der Nähe des Lehrers – saßen immer die fleißigen Mädchen. Hinten bei Farida saßen dagegen die Mädchen, die nicht gut lernten oder sich in der Schule langweilten. Sie kicherten andauernd miteinander, schoben sich Zettelchen hin und her, und manchmal an heißen Tagen schiefen sie sogar kurz ein. Es ärgerte Farida, dass sie aufgrund ihrer Größe hinten bei ihnen sitzen musste.

Schwester Carlotta stützte die Hände in die Taille. „Hab ich dir nicht gesagt, du sollst zum Arzt gehen und dir eine Brille verschreiben lassen?“ Ihre eigenen dicken Brillengläser, die in einer schweren Fassung steckten, saßen fast auf ihrer knöchigen Nasenspitze. „Hast du es deinem Vater gesagt?“

Farida hatte keine Lust, all diese Fragen zu beantworten. Sie wollte wissen, was an der Tafel stand. Und sie wollte die Antworten aufschreiben. Alles, was sie dafür brauchte, hatte sie in ihrem Kopf parat; ihr Wissen wartete nur darauf, zu Papier gebracht zu werden. „Mein Vater hat gesagt, es ist nicht nötig“, sagte sie verlegen.

Verärgert seufzte Schwester Carlotta und klatschte mit ihren kurzen, dicken Armen gegen ihren weißen Rock. „Unsinn, Unsinn! Wann begreifen diese Leute endlich? Komm her und setz dich nach vorn! Ach, heute gibt es keinen freien Platz mehr! Na gut, dann setz dich an mein Pult.“

Es war sonderbar, am Pult der Lehrerin zu sitzen, oben auf der Empore. Es roch stark nach Kreide. Farida empfand eine Mischung aus Ehrfurcht und dem Gefühl, bevorzugt zu sein. Unter ihr saßen ihre Klassenkameradinnen, Reihen von Mädchen in blauen Schuluniformen. Farida kam zum ersten Mal der Gedanke, dass sie gern Lehrerin werden würde, wenn sie groß war. Doch jetzt gab es keine Zeit für Tagträume.

Sie hatte bereits zehn Minuten verloren und musste sich beeilen. Die Fragen waren nun klar und deutlich zu lesen; sie konnte Schwester Carlottas runde Schreifschrift deutlich an der Tafel erkennen. Fünf Fragen, für die es jeweils zwanzig Punkte gab, und Farida kannte auf alle die Antwort.

Am Abend lag sie wach in ihrem Bett und hörte, wie ihre Eltern über ihre schlechten Augen sprachen. „Sie wird in der Schule nicht mehr mitkommen“, sagte ihre Mutter leise. „Ohne eine Brille kann sie nichts lesen. Das hat die Lehrerin gesagt.“

Die Stimme ihres Vaters war lauter. „Was das alles kostet: das Schulgeld, die Uniform, die Bücher – und jetzt noch eine Brille. Hässlich wird sie damit auch noch aussehen!“

Farida wollte nicht hässlich aussehen. Wie viele Mädchen in der Schule trugen eine Brille? Nur sehr wenige und sie alle wurden deswegen gehänselt. Immer wenn sie ihre Brillen abnahmen, hatten sie dunkle Ringe unter den Augen und rote Druckstellen auf der Nase. Ihre kurzsichtigen Augen wirkten seltsam leer.

In der nächsten Literaturstunde las Schwester Carlotta der Klasse aus *Mrs Harris: Ein Kleid von Dior* vor. Es war ein lustiges Buch über eine Frau, die nach Paris fliegt, um sich ein Kleid von Dior zu kaufen. Auf der Vorderseite des Buches war ein Bild von Mrs Harris – eine hagere, ältere Dame mit einem roten Hut. „Meine Mutter“, sagte Schwester Carlotta lächelnd, „sieht genauso aus wie Mrs Harris.“ Die Klasse konnte sich vor Lachen kaum halten. Schwester Carlotta war die beste Lehrerin, die sie hatten.

Es gab die Regel, dass große Mädchen in der Klasse hinten sitzen mussten, dennoch erlaubte sie Farida nun regelmäßig, vorne zu sitzen. Die anderen Lehrer waren nicht so nett. Einige glaubten nicht, dass Farida kurzsichtig war; anderen war es egal.

Nach und nach wurden Faridas Noten immer schlechter. Der Unterricht war auf einmal langweilig, weil sie nicht alles verstand. Naturwissenschaft ergab nur wenig Sinn, wenn man die Diagramme nicht richtig sehen konnte, und wenn man in Mathe ein Pluszeichen mit einem Minuszeichen verwechselte, war die komplette Antwort falsch.

„Dein Halbjahreszeugnis ist sehr schlecht“, schimpfte ihre Mutter, während sie das neugeborene Brüderchen auf den Arm nahm. „Du bist in allen Fächern durchgefallen, außer in Geschichte und Literatur!“

„Weil das Schwester Carlotta unterrichtet ...“

Ihr Vater unterbrach sie. „Du wirst sitzen bleiben, wenn du nicht besser wirst. Warum bist du auf einmal so faul?“

Farida wusste nicht, was sie ihm antworten sollte.

„Vielleicht liegt es an ihren schlechten Augen“, sagte Mama. „Vielleicht braucht sie ja doch diese Brille.“ Überzeugt klang sie nicht.

„Erfinde du nicht auch noch Ausreden für sie. Deine Tochter ist einfach dümmer geworden.“

Auch Farida kam sich dumm vor. Sie gehörte nicht mehr zu den klugen Mädchen. Sie hatte sich sogar mit den Mädchen angefreundet, die sich nicht um die Schule scherten, diejenigen, die zusammen mit ihr hinten saßen. Während des Unterrichts schwätzte sie oft oder summte vor sich hin. Wenn sie dafür getadelt wurde, lachte sie nur und tat so, als würde es ihr nichts ausmachen. Die Tafel war für sie zu einem verschwommenen Etwas geworden, das weder gut zu erkennen noch irgendwie von Interesse war.

Eines Tages klang Schwester Carlottas Stimme plötzlich angespannt und schrill. Ihren Gesichtsausdruck konnte Farida nicht genau erkennen, aber etwas an ihrer Haltung veranlasste sie, aufmerksam zu sein. „In einem Monat werde ich nach Rom zurückgehen. Meine Mutter ... ihr erinnert euch, dass ich euch erzählt habe, sie sieht aus wie Mrs Harris? Sie ist gestern Nacht gestorben.“

Als die Nonne Mrs Harris erwähnte, brach ein Gelächter in der Klasse aus. Schwester Carlottas Gesicht lief rot an. Das konnte selbst Farida erkennen. „Wie könnt ihr es wagen, zu lachen?“ kreischte sie. „Ich erzähle euch, dass meine Mutter gestorben ist, und ihr lacht?“ Es klang so, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen.

Das Gelächter erstarb. Hoffentlich hatte Schwester Carlotta gemerkt, dass sie nicht wie die anderen dummen Mädchen gelacht hatte, dachte Farida. Sie kniff die Augen zusammen, um zu sehen, ob Schwester Carlotta in ihre Richtung schaute, aber sicher sein konnte sie sich nicht. Jetzt war es Zeit zu fragen, ob sie nach vorn umziehen durfte und Schwester Carlotta an ihre schlechten Augen zu erinnern, doch Farida traute sich nicht, und Schwester Carlotta war heute zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, um daran zu denken.

In den darauffolgenden Wochen bekam die Klasse eine neue Lehrerin, die sehr auf die strengen Sitzregeln achtete, und so wurden Faridas Noten auch in Geschichte und Literatur schlechter. Farida steuerte nun auf die größte Demütigung zu, die es geben



konnte: die Klasse wiederholen zu müssen. Ihre Klassenkameradinnen würden versetzt werden und sie würde zurückbleiben. Mädchen, die jünger waren als sie, würden sie umgeben – sie, die sowieso schon größer war als alle anderen, würde sie überragen wie eine Riesin! Und die Brille? Davon war nicht mehr die Rede. Es gab Dringenderes: die Probleme ihres älteren Bruders mit der Polizei, das Fieber ihres kleinen Brüderchens, ein Streit zwischen ihrer Mutter und der Nachbarin, die Preiserhöhungen für Zucker und der bevorstehende Besuch eines Onkels. Niemand hatte Zeit für Faridas Augen.

Mitten in der Nacht, in der pechschwarzen Finsternis ihres Zimmers, kam Farida ein Gedanke, bei dem ihr ganz kalt vor Angst wurde. Was, wenn ihre Augen immer schlechter würden? Wenn sie ganz blind würde? Dann müsste sie immer im Dunkeln herumirren und es würde keine Schule, keine Bücher, kein Kino geben, nur Stimmen und Geräusche. „Bitte, lieber Gott, ich habe solche Angst.“

Eines Tages klopfte es zu Hause und an der Tür stand Schwester Carlotta in ihrer Ordenstracht, mit dem großen Kreuz, das an einer roten Kordel um ihren Hals hing, und dem langen weißen Rock. Farida hatte sie noch nie außerhalb der Schule gesehen. Sie war zurück in der Stadt und nicht für immer in Rom geblieben.

„Wer ist es?“, rief ihre Mutter.

Farida brachte keinen Ton heraus.

Schwester Carlotta lächelte: „Sag deinen Eltern, dass ich gekommen bin, um mit ihnen über deine Augen zu reden.“

Später erinnerte sich Farida an den Besuch wie an einzelne Schnappschüsse: Das ängstliche Gesicht ihrer Mutter und wie sie sich um diesen so unerwarteten Gast bemühte. Ihr Vater, den man rasch aus seinem Mittagsschläfchen geweckt hatte, verblüfft und grollend, aber auch verlegen wie ein Schuljunge. Schwester Carlotta, wie sie das Brüderchen auf den Arm nahm. Ihre bestimmte, ruhige Stimme, die sagte: „Ich möchte mit Ihnen über Faridas Augen reden.“

Wie überzeugte sie Faridas Eltern? Sie erklärte, sie drängte, sie drohte. Und Faridas Eltern gaben nach, weil Schwester Carlotta aus Europa kam und sie nicht; weil sie gebildet war und sie nicht; weil sie eine Nonne war und Autorität ausstrahlte; weil sie Lehrerin war und, noch viel wichtiger, weil sie die Wahrheit sagte. Einerseits schimpfte sie, andererseits argumentierte sie gut. Wie viel Geld gab Faridas Vater für Zigaretten aus? Und hatten sie gar nicht von der kostenlosen Klinik gehört, die billige Brillenfassungen verteilte?

Am nächsten Morgen fuhr Farida mit ihrer Mutter zur Klinik. Im Sprechzimmer war es kühl und der Arzt lächelte und trug einen sauberen weißen Mantel. Farida musste sich auf einen speziellen Stuhl setzen; ein Auge wurde abgedeckt und sie sollte Bilder auf einer Tafel anschauen. Es waren lauter Reihen mit dem Buchstaben C, aber manchmal lagen die C auf dem Rücken, manchmal schauten die Ärmchen nach unten, nach rechts oder links. Farida sah auch, dass die Buchstaben immer kleiner wurden. Der Arzt erklärte ihr, was sie tun sollte. Je nachdem, wo das C hinschaute, sollte sie sagen: „Nach oben, unten, links, rechts“ usw. Wie einfach das war! Die ersten Reihen schaffte Farida ganz leicht, doch als die C kleiner wurden, geriet sie ins Stocken. Jetzt sah sie nur noch winzige schwarze Flecken; ihre Augen ließen sie im Stich. Der Arzt hielt kleine runde Rahmen vor ihre Augen und schob verschiedene Glaslinsen hinein. Klick, klick, klick machte es, und langsam wurde die Tafel wieder schärfer. Auch die kleinen Buchstaben ganz unten waren plötzlich klar und deutlich. Eine Linse für ihr rechtes Auge, eine für das linke. Jeder Mensch, erklärte ihr der Arzt, könne anders sehen. Er roch gut, er war klug und ihre Augen schienen ihm wichtig zu sein. Farida beschloss, dass sie später einmal Ärztin werden wollte anstatt Lehrerin.

Am allerersten Tag, als sie die Brille in der Schule trug, lag das Gestell schwer auf ihrer Nase. Sie hatte gedacht, dass alle Mädchen sie anstarren würden, aber nur wenige beachteten ihre neue Brille. Eine sagte: „Glückwunsch!“, eine andere hielt sich die Hand vor den Mund und kicherte, wieder eine andere schrie überrascht auf und nur ein Mädchen sagte, sie sehe hässlich aus. Zu Hause hatte ihr Vater mürrisch reagiert. „Reine Geldverschwendung“, hatte er leise gesagt. „Wenn du die hier kaputt machst, breche ich dir das Genick. Eine neue bezahle ich nicht mehr!“

Im Literaturunterricht wurde Farida aufgerufen, etwas vorzulesen. Nun waren die Wörter an der Tafel klar und deutlich, sogar von ihrem Platz ganz hinten im Klassenzimmer. Und Farida las laut und selbstbewusst die Frage vor, die Schwester Carlotta in ihrer schönen Handschrift an die Tafel geschrieben hatte.

Ende



✿ (Übersetzt von Judith Schwaab)

✿ Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Lindsey Collen

Die Schriftstellerin Lindsey Collen wurde 1948 in Südafrika geboren, studierte Jura und Literaturwissenschaften und lebt heute auf der Insel Mauritius. Die engagierte Feministin und Friedensaktivistin hat mehrere Bücher geschrieben, die auch auf Deutsch erschienen sind. In einem Team erarbeitete Collen das erste Wörterbuch der kreolischen Sprache. Bereits zwei Mal erhielt sie den Commonwealth Writers' Prize für den besten Roman Afrikas.

Lindsey Collen ist Gründungsmitglied von Ledikasyon pu Travayer. Diese Organisation bringt erwachsene Menschen, die lesen und schreiben lernen wollen, mit Freiwilligen zusammen, die sie unterrichten. Die Organisation erhielt 2004 den World Literacy Prize der UNESCO.



MANTEES GESCHICHTE

Mantee ist ihr Name. Gemeinsam mit 21 anderen Frauen meldete sie sich 1989 für den Mittwochskurs „Lesen und Schreiben“ in Forest Side auf Mauritius an. Die Lehrerinnen waren Anne-Marie Sophie, Madvee Renghen, eine junge Praktikantin, an deren Namen ich mich leider nicht mehr erinnern kann, und ich selbst. Der Kurs fand in einem alten Steingebäude statt.

Beginnen wir beim allerersten Kurstag. Die Frauen, die gekommen waren, um lesen und schreiben zu lernen, kannten sich nicht, und auch die Lehrkräfte waren ihnen nie begegnet. Das Alter der Frauen, Schülerinnen wie Lehrerinnen, lag zwischen 17 und etwa 50. Während die Frauen ihre Namen und Adressen angaben, lag eine gewisse Anspannung in der Luft. Vielleicht dachten manche der Frauen sogar: *Wäre ich doch bloß zu Hause geblieben!* Oder: *Was, wenn ich es nicht schaffe?*

Bei der ersten Sitzung bat Anne-Marie Sophie die Frauen, die sich an drei Tischen verteilten, sich etwas auszudenken, das sie sich wünschten. „Etwas, das euch wichtig ist“, betonte sie. Es trat Schweigen ein. Ein nachdenkliches Schweigen. „Könnte sein“, fügte sie hinzu, „dass es eure Arbeit betrifft oder vielleicht auch euer Zuhause. Nichts Privates, aber schon etwas, das ihr erlebt habt und mit uns teilen wollt, weil es euch wichtig ist.“

Wieder Stille. Jede Frau schien in sich versunken und nachzudenken.

Plötzlich ergriff eine von ihnen, Claudine, das Wort. „Heute hat er gesagt: *Du hast hier nicht abgestaubt.* Ich sagte: *Hab ich doch.* Und er: *Nein, hast du nicht.* Und dann sagte ich: *Doch, hab ich.* Und dann schrie er: *Verlass auf der Stelle das Haus!*“

Wir Lehrerinnen hatten ausgemacht, das Gesagte wortwörtlich aufzuschreiben, doch die Schülerinnen fingen plötzlich an, Fragen zu stellen. Wie aus einem Munde riefen sie: *Wer hat das gesagt? Dein Mann oder dein Chef?* Dann ging es wild durcheinander: *Ach, dein Chef! Und was ist dann passiert? Wann ist das passiert? Und was machst du jetzt? Zurückgehen?*

Es stellte sich heraus, dass es wirklich Claudines Chef gewesen war. Nachdem sich der Tumult im Kurs gelegt hatte, bat Anne-Marie Claudine, genau zu wiederholen, was sie gesagt hatte, und dann schrieb sie es auf, Wort für Wort, in Kreolisch, ihrer eigenen Sprache. *Zordi li dir mwa to pa finn pas sifon la, mo dir li mo finn pase, li dir mwa non, mo dir li wi, li dir mwa sorti dan so lakaz!*

Dieser Teil Mantees Geschichte ist wichtig. Er zeigt, dass die Schülerinnen nicht nur lesen und schreiben lernen würden; sie würden nicht nur lernen, in einer großen Gruppe das Wort zu ergreifen, sondern sie würden aus ihrem Kurs eine wichtige Erkenntnis mitnehmen: *Wenn du etwas schreibst, dann ist es etwas, das du sagen willst, das wichtig für dich ist, das dir am Herzen oder auf der Seele liegt, etwas, das du anderen mitteilen willst.*

Drei oder vier Mittwoche gingen ins Land. Fast alle Frauen machten gute Fortschritte beim Lesen- und Schreibenlernen. Doch eine Frau gab es, die immer nur stumm dabei saß. Als wäre sie gar nicht da.

Eine weitere Woche verging und sie saß immer noch da, immer noch zurückgezogen. Vor und nach dem Kurs blieb sie immer für sich. Schweigend. Sie wirkte wie jemand, der sich nicht konzentrieren kann. Geistesabwesend. Ihr Sari sah armselig aus. Ihre Bluse zerschlissen. Ihr Haar matt, ungekämmt. Für mich wirkte sie wie eine Frau, die manchmal geschlagen wurde. Warum ich das dachte, wusste ich nicht. Wenn die anderen lachten, schaute sie nur vor sich hin. Sie lächelte nicht einmal. Sie saß einfach nur da, wie geistesabwesend. Mantee war ungefähr 30 Jahre alt. Sie lebte in Holyrood in Vacaos. Und wenn ich sie während des Unterrichts

ansprach, so behutsam wie möglich, zog sie sich nur noch mehr zurück.

Zwei oder drei weitere Unterrichtsstunden vergingen. Dann kam Mantee eines Tages zu spät. Diesmal wirkte sie noch verstörter. Immer noch schwieg sie. Sie saß da, spielte mit dem Ende ihres Saris und blickte auf ihren Schoß.

Nach dem Ende der nächsten Stunde ging Anne-Marie zufällig an einem Zimmer entlang, in dem sie Claudine und eine andere Schülerin sah, wie sie gerade bei Mantee Maß nahmen. Die eine legte das Maßband um ihre Brust, die andere machte sich eifrig Notizen.

In der darauffolgenden Stunde schenkte Claudine Mantee wortlos zwei Blusen. Und zwei andere Frauen hatten, ohne großes Aufhebens zu machen, je einen säuberlich gewaschenen und zusammengelegten getragenen Sari mitgebracht, der zu einer der Blusen passte. Mantee lächelte, als hätte sie nie etwas anderes getan. Es war das erste Mal, dass ich sie lächeln sah.

Mantee hatte Freundinnen gefunden.

Eine Woche später kam sie in einer neuen, perfekt sitzenden gelben Bluse und einem ebenso neuen, gelb-blauen Sari zum Unterricht. Ihr Haar war sorgfältig gekämmt und mit einer Spange zusammengefasst, auf der ein gelber Stern saß. Sie begrüßte uns, als sie hereinkam. Das hatte sie noch nie getan. Zuvor war sie immer nur hereingehuscht und hatte sich gesetzt, als schämte sie sich dafür, jemandem den Platz wegzunehmen. Sie begann, ein wenig mit den anderen zu plaudern. Doch immer noch zögerte sie.

Und dann, eines Tages, alle saßen gerade in einer großen Gruppe beisammen, verkündete Mantee laut: „Mein Mann schlägt mich!“

Der Unterricht wurde unterbrochen, die Schülerinnen fingen an zu reden, alle auf einmal. „Das darfst du nicht zulassen! Niemals!“ Ein wütender Chor. Eine Lawine von Ratschlägen. Mantee schaute sie alle nur an. „Er schlägt auch die beiden Kinder.“

Zwei oder drei Unterrichtsstunden vergingen. Sie konnte sich besser konzentrieren. Beim Vorlesen in der Klasse machte sie Fortschritte. Sie begann mit den anderen zu reden. Oft lächelte sie. Doch richtig lachen sah ich sie nie.

Plötzlich erklärte sie, wieder aus heiterem Himmel: „Ich habe einen Entschluss gefasst. Ich werde mich scheiden lassen!“

Unter den Schülerinnen brach ein Tumult aus. *Was? Das kannst du doch nicht einfach so sagen! Das musst du dir gut überlegen! Alle sprachen auf einmal. Du musst das sehr ernst nehmen, wenn du dich scheiden lässt. Zuerst musst du dir eine Arbeit suchen, du kannst dich nicht scheiden lassen, wenn du keine Arbeit hast. Was für eine Arbeit könntest du denn machen?*

Mantees Gesicht fiel in sich zusammen. Sie sagte, sie könne gar nichts. „Ich bin mit diesem Mann verheiratet worden, als ich fünfzehn war. Gearbeitet habe ich nie. Ich kann nichts.“

Sie erklärten ihr, dass Frauen, die nichts anderes können, als Haushaltshilfe arbeiten müssten. Sie versicherten ihr, auch sie könne das, es sei auch eine Arbeit, und im Grunde eine Arbeit, die sie bereits tagtäglich erledigte. Natürlich glaubte sie ihnen nicht.

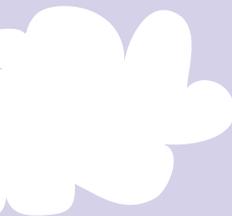
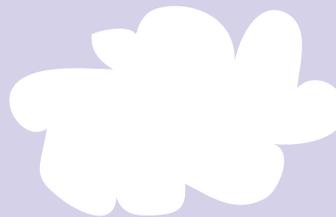
Du musst eine kostenlose Rechtsberatung und auch einen Anwalt beantragen, wenn du dich scheiden lassen willst. Du denkst, das ist so leicht! Aber du kannst dich nicht scheiden lassen, wenn du keine Arbeit hast. Zuerst einen Job, dann die Scheidung, sagten sie.

Das Wichtigste war, dass Mantee einen Entschluss gefasst hatte. Und zwar ganz allein. Sie hatte *Nein!* gesagt. Nachdem sie 15 Jahre verprügelt worden war, hatte sie sich entschieden.

Von da an wuchs sie immer mehr über sich hinaus. Sie fragte mich, wie sie der Frauenorganisation beitreten könne, in deren Zentrum unser Unterricht stattfand. *Ich muss mich unbedingt organisieren*, sagte sie zu mir.

Der Welttag der kreolischen Sprache am 28. Oktober rückte immer näher, und alle Schülerinnen des Kurses wurden eingeladen. Die Alphabetisierungsorganisation, der Veranstalter der Kurse, und die *Föderation für Spielgruppen im Vorschulalter* planten eine gemeinsame Feier. Sie sollte im Queen-Elizabeth-College in Rose Hill stattfinden, und wir Lehrer hatten allen Schülern genau erklärt, wie sie dorthin kommen würden.

Dann, nur sechs Tage vor dem Fest, wurde der Veranstaltungsort geändert. Da vor dem Termin keine Kurse mehr stattfanden, war es eine schwierige Situation für die Organisatoren. Die Einladungen waren bereits verschickt. Und nun mussten die gesamten Schüler aus allen Kursen über den neuen Veranstaltungsort informiert werden.



Die einzige zuverlässige Chance war das Radio zu nutzen. Über den Sender wurde mitgeteilt, dass die Veranstaltung im ABC-Kino in Rose Hill stattfand, und erklärt, wo das war. Natürlich auf Kreolisch, obwohl zu dieser Zeit im Radio fast nur noch Englisch oder Französisch gesprochen wurde.

Zu meiner Verwunderung tauchte Mantee tatsächlich im ABC-Kino auf. Sie hatte allein den Weg dorthin gefunden. Den ganzen langen Weg in einen anderen Ort. Ich fragte sie, woher sie denn gewusst hätte, wie sie dorthin kam. Sie sagte, sie habe die Ankündigung im Radio gehört. In der nächsten Unterrichtsstunde formulierte sie es dann so: „Es war das erste Mal, dass das Radio zu mir gesprochen hat.“

Irgendwie hatte sie es geschafft, viel mehr zu lernen, als nur Lesen und Schreiben. Sie hatte gelernt, Radio zu hören, Freundschaften zu schließen, Ratschläge anzunehmen, auszugehen, einen Bus zu nehmen, eine bestimmte Adresse zu finden, Entscheidungen zu treffen. All das hatte ihr geholfen bei dem Entschluss, sich scheiden zu lassen, und dem Entschluss, zu einem kulturellen Ereignis in Quatre Bornes zu fahren.

Eines Tages kam Mantee plötzlich nicht mehr in den Unterricht. Alle machten sich Sorgen. *Was kann bloß mit ihr passiert sein? Sollen wir zu ihr fahren und nach ihr schauen?* Wir würden noch einen weiteren Mittwoch abwarten.

Und dann kam sie wieder. Sie sah selbstsicher und gelassen aus. Zum Unterricht könne sie nicht mehr kommen, erzählte sie uns allen, denn: *„Ich habe einen Job!“* Sie arbeitete in der Thunfischdosenfabrik, von fünf Uhr abends bis Mitternacht. Am Tag musste sie dann die Hausarbeit aufholen, bevor sie sich wieder auf den Weg zur Arbeit machte.

Die anderen fragten: „Aber wie hast du es geschafft, dort einen Job zu kriegen? Woher hast du überhaupt gewusst, dass die dort Leute suchen, Mantee?“

„Oh“, sagte sie. „Das hab ich im Radio gehört. Da hieß es, sie suchen Frauen, die zu dieser Zeit arbeiten können.“

Dann fügte sie noch hinzu, sie habe sich für diese Schicht entschieden, um nicht zu der Zeit zu Hause zu sein, in der ihr Mann sie immer geschlagen hatte. Und tatsächlich war sie seit vier Wochen

nicht mehr verprügelt worden. Auch die Kinder schlug er nicht mehr, fügte sie hinzu.

Es schien, als sei ein Teufelskreis durchbrochen worden.

Sie erzählte uns, die Scheidung habe sie vorerst aufgeschoben. „Da er aufgehört hat, mich und die Kinder zu schlagen“, sagte sie, „hab ich beschlossen, erst mal abzuwarten. Ich will sehen, wie sich das Leben anfühlt, wenn man nicht verprügelt wird.“

Das war der Moment, als wir sie lachen hörten. Ein helles, fröhliches Lachen von einem Menschen, der bisher dazu nicht in der Lage gewesen war. Das Unvorstellbare war geschehen. Sie fand es lustig, dass ihr Mann aufgehört hatte, sie zu schlagen. Sie legte den Kopf in den Nacken und lachte.

Ein paar Wochen später kam Mantee uns im Kurs besuchen. In der Zwischenzeit hatte sie mehrere Male die Fabrik gewechselt.

Im Grunde genommen gaben wir Mantee wenig. Wir gaben ihr die Chance, zusammen mit einer Gruppe anderer Frauen lesen und schreiben zu lernen. Mantee hatte dieses Wenige angenommen und so viel daraus gemacht. Sie hatte ihr Leben und das ihrer Kinder verändert. Sie hatte sich mit eigenen Händen befreit. Und damit hatte sie uns alle glücklich gemacht.

Ich wundere mich heute noch über die Stärke diese Frau. Ich staune über ihre Kraft. Sie, die für viele Sozialarbeiter wahrscheinlich ein *hoffnungsloser Fall* gewesen wäre.

In unseren Ausbildungskursen werden wir oft gewarnt, dass ein Lehrer in der Erwachsenenbildung sich nicht die Last der ganzen Welt aufbürden kann. Und dass sich das Leben seiner Schüler nur dadurch, dass er lesen und schreiben lernt, nicht vollkommen verändern wird. Und das stimmt auch.

Doch Mantee zeigte uns, wie ein Individuum sein Leben umkrepeln kann, wenn es mit anderen Menschen zusammenkommt. Sie bewies uns, dass niemand ein *hoffnungsloser Fall* ist. ❖

✿ (Übersetzt von Judith Schwaab)

✿ Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Diana Ferrus



Diana Ferrus ist eine südafrikanische Dichterin, die 1953 in der Nähe von Kapstadt geboren wurde. Bereits mit 14 Jahren begann sie, Gedichte zu schreiben. 1973 ging sie an die Universität, musste aber ihr Studium abbrechen, da die Universität nach Studentenunruhen geschlossen wurde. Sie fing an zu arbeiten und nahm parallel dazu 1988 ein Abendstudium auf, in dem sie sich mit Frauen- und Geschlechterfragen beschäftigte.

Berühmt wurde Diana Ferrus durch ihr Gedicht über die südafrikanische Stammesangehörige Sarah Baartman, die in Europa Anfang des 19. Jahrhunderts als „Hottentotten-Venus“ öffentlich zur Schau gestellt wurde. Ferrus' Gedicht trug dazu bei, dass Baartmans sterbliche Überreste nach Südafrika zurückgeführt werden konnten. Heute ist dieses Gedicht im französischen Gesetzestext veröffentlicht, das erste in der französischen Geschichte.

Die Reise

Es war im Zug
von Kapstadt nach Bellville,
um Viertel nach drei.
Dort bin ich ihm begegnet,
und er sah müde und grau aus.
Er schaute mich an,
doch ich sah nicht seine Fragen.
Ich zog es vor
wegzuschauen.

Es war im Zug
nach Bellville,
dem aus Kapstadt,
um Viertel nach drei,
als ich ihn sah,
wie er durch das klare, blanke Fenster schaute
und ängstlich die Tasche mit den Händen umklammerte.

„Was ist los mit ihm?“,
fragten die Schuljungen.
„Er sieht nervös aus,
vielleicht hat er etwas auf dem Kerbholz.“
Und alle fingen an zu lachen,
doch er schaute nur.

Es war im Zug
nach Bellville,
dem aus Kapstadt,
um Viertel nach drei.
Das Schild mit dem Namen des Bahnhofs
hing direkt vor unserem Fenster.
Da beugte er sich langsam vor
und sprach den Jungen an, der neben ihm saß.
„Wie heißt der Bahnhof?“,
fragte er leise.
Die Antwort kam
inmitten von Gelächter.
„Er kann nicht lesen!“
Und sie verspotteten ihn,
während sie aus dem Zug ausstiegen.
Da begriff ich
die Augen und die Fragen.

Ich kann nicht lesen,
ohne an ihn zu denken,
an den Zug nach Bellville,
den aus Kapstadt,
um Viertel nach drei.
Und an Tausende von Augen,
die aus dem Fenster schauen,
und ich weiß nie,
ob sie sehen können.

✿ (Übertragen von Judith Schwaab)

✿ Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Alice Walker

Alice Walker wurde als achtes Kind von Landarbeitern 1944 in Georgia, USA, geboren. Als sie acht Jahre alt war, wurde ihr rechtes Auge durch einen Unfall schwer verletzt und erblindete. Von anderen Kindern gehänselt, zog sie sich zurück und begann zu lesen und schließlich Gedichte zu schreiben. Durch Stipendien konnte sie sich ein Studium finanzieren. Bereits in dieser Zeit nahm sie an Protestkundgebungen gegen die Rassentrennung in den USA teil. Dieses Thema und die Geschlechterproblematik beschäftigte sie in vielen ihrer Romane. Internationale Anerkennung fand sie 1983, als sie als erste afroamerikanische Schriftstellerin den Pulitzerpreis und den American Book Award für ihren Roman „Die Farbe Lila“ erhielt. 1986 wurde das Buch von Steven Spielberg verfilmt.



Alice Walker gehört heute zu den bedeutendsten Vertreterinnen der afroamerikanischen Literatur.

Die Farbe Lila

Liebe Celie,

ich muss dran denken, wie Du einmal gesagt hast, dass Dein Leben Dir solche Scham macht, dass Du nicht einmal zu Gott darüber reden könntest, Du müsstest es schreiben, egal, wie schlecht Du im Schreiben wärst. Und jetzt weiß ich, was Du gemeint hast.

Und ob Gott die Briefe nun lesen wird oder nicht, wirst Du sie weiter schreiben, das weiß ich, und das ist Vorbild genug für mich. Jedenfalls, wenn ich Dir nicht schreibe, fühle ich mich so schlecht, wie wenn ich nicht bete, in mich selbst eingeschlossen und wie wenn ich an meinem eigenen Herzen erstickte.

Ich bin so *einsam*, Celie.

Der Grund, warum ich in Afrika bin, ist, weil eine von den Missionarinnen, die mit Corrine und Samuel mitkommen sollte, um mit den Kindern zu helfen und eine Schule einzurichten, plötzlich einen Mann geheiratet hat, der Angst hatte, sie gehen zu lassen, und sich geweigert hat, mit nach Afrika zu kommen. So standen sie da, fix und fertig, mit einer Fahrkarte, die plötzlich übrig war, und ohne einen Missionar, dem sie sie hätte geben können. Und gleichzeitig hab ich nirgends in der ganzen Stadt eine Arbeit finden können. Aber ich hätte nie im Traum dran gedacht, nach Afrika zu gehen. Ich hab es mir nicht mal als Ort, den es wirklich gibt, vorgestellt, obwohl Samuel und Corrine und sogar die Kinder die ganze Zeit davon geredet haben.

Am Morgen habe ich angefangen, Fragen über Afrika zu stellen, und angefangen, die ganzen Bücher zu lesen, die Samuel und Corrine über das Thema haben.

Hast du gewusst, dass es in Afrika riesige Städte gab, größer als Milledgeville und sogar Atlanta, vor Tausenden von Jahren? Dass die Ägypter, die die Pyramiden gebaut und die Israeliten zu Sklaven gemacht haben, Farbige waren? Dass Ägypten in Afrika ist? Dass das Äthiopien, von dem wir in der Bibel lesen, ganz Afrika bedeutet hat?

Also, ich hab gelesen und gelesen, bis ich dachte, die Augen fallen mir raus. Ich hab gelesen, wie die Afrikaner uns verkauft haben, weil sie Geld mehr als ihre eigenen Schwestern und Brüder liebten. Wie wir auf Schiffen nach Amerika kamen. Wie man uns zur Arbeit gezwungen hat.

Mir war gar nicht klar gewesen, dass ich so wenig Ahnung hatte, Celie. Dass bisschen, was ich über mein eigenes Selbst wusste, hätte keinen Fingerhut gefüllt. Und dabei hat Miss Beasley immer gesagt, ich wär das gescheiteste Kind, das sie je unterrichtet hätte! Aber für eins bin ich ihr dankbar, dass sie mir beigebracht hat, selbst zu lernen, durch Lesen und Studieren, und eine klare Handschrift. Und dafür, dass sie in mir irgendwie die Sehnsucht zu wissen am Leben gehalten hat. Als also Corrine und Samuel mich fragten, ob ich mitkommen und ihnen helfen wollte, mitten in Afrika eine Schule zu bauen, hab ich ja gesagt. Aber nur, wenn sie mir alles beibringen, was sie wissen, um mich zu einer brauchbaren Missionarin zu machen und zu einer, bei der sie sich nicht zu schämen brauchen, sie Freundin zu nennen. Sie haben dieser Bedingung zugestimmt, und dann fing meine richtige Ausbildung an.

Sie haben ihr Wort gehalten. Und ich studiere alles, Tag und Nacht.

Deine Schwester Nettie

Liebe Celie,

es ist lang her, dass ich Zeit zum Schreiben hatte. Aber innerlich schreibe ich Dir ständig, egal, was ich gerade tue. Liebe Celie, sage ich in meinem Kopf mitten in der Vesper, mitten in der Nacht, beim Kochen, liebe, liebe Celie. Und ich stell mir vor, dass Du meine Briefe wirklich bekommst und dass Du mir zurückschreibst: Liebe Nettie, so ist mein Leben.

Wie stehen um fünf Uhr auf und geben nach einem leichten Frühstück aus Hirsebrei und Obst den Vormittagsunterricht. Wir bringen den Kindern Englisch, Lesen, Schreiben, Geschichte, Erdkunde, Rechnen und biblische Geschichte bei. Um elf Uhr machen wir eine Pause für das Mittagessen und die Hausarbeit. Von eins bis vier ist es zu heiß, um sich zu rühren, trotzdem sitzen ein paar von den Müttern hinter ihren Hütten und nähen. Um vier Uhr unterrichten wir die älteren Kinder und abends stehen wir für die Erwachsenen zur Verfügung. Ein paar von den älteren Kindern sind daran gewöhnt, in die Missionsschule zu kommen, aber die kleineren nicht. Manchmal zerren ihre Mütter sie schreiend und strampelnd her. Es sind alles Jungen. Olivia ist das einzige Mädchen.

Die Olinka finden nicht, dass man den Mädchen eine Ausbildung geben soll. Als ich eine Mutter fragte, warum sie das denkt, sagte sie: Ein Mädchen ist allein für sich gar nichts; nur für ihren Mann kann sie etwas werden.

Was kann sie werden? fragte ich.

Na ja, sagte sie, die Mutter seiner Kinder.

Aber ich bin nicht die Mutter von irgendjemandes Kindern, sagte ich, und ich bin etwas.

Du bist nicht viel, sagte sie. Der Kuli für den Missionar.

Es stimmt, dass ich hier schwerer arbeite, als ich mir hätte träumen lassen, dass ich es je könnte, und dass ich die Schule ausfege und nach dem Gottesdienst Ordnung mache, aber ich fühle mich nicht wie ein Kuli. Ich war überrascht, dass diese Frau, deren Taufnahme Catherine ist, mich so sieht.

Sie hat ein kleines Mädchen, Tashi, die nach der Schule mit Olivia spielt. Adam ist der einzige Junge, der in der Schule mit Olivia spricht. Sie sind nicht gemein zu ihr, es ist nur – was ist es? Weil sie da ist, wo sie

„Jungensachen“ machen, sehen sie sie einfach nicht. Aber keine Angst, Celie, Olivia hat Deine Hartnäckigkeit und Deinen klaren Blick, und sie ist klüger als sie alle zusammen, einschließlich Adam.

Warum kann Tashi nicht zur Schule kommen? fragte sie mich.

Als ich ihr sagte, dass die Olinka nicht finden, dass man Mädchen ausbilden soll, sagte sie blitzschnell: Die sind wie die Weißen zu Hause, die nicht wollen, dass die Farbigen was lernen.

O ja, sie ist sehr aufgeweckt, Celie. Am Ende des Tages, wenn Tashi von all den Pflichten, die ihre Mutter ihr aufbürdet, loskommt, ziehen sie und Olivia sich in meine Hütte zurück, und alles, was Olivia gelernt hat, gibt sie jetzt Tashi weiter. Für Olivia ist im Augenblick nur Tashi Afrika. Das Afrika, in dessen Hoffnung sie so strahlend über den Ozean kam. Alles andere ist schwer für sie.

Deine Schwester Nettie

Liebe Celie,

Tashis Mutter und Vater waren eben hier. Sie regen sich auf, dass sie so viel Zeit mit Olivia verbringt. Sie verändert sich, wird still und grüblerisch, sagen sie. Sie wird jemand anderes; ihr Gesicht fängt an, den Geist von einer ihrer Tanten zu zeigen, die an den Händler verkauft wurde, weil sie nicht mehr ins Dorfleben passte. Diese Tante weigerte sich, den Mann zu heiraten, der für sie ausgesucht worden war. Weigerte sich, sich vor dem Häuptling zu verneigen. Tat nichts als rumliegen, mit den Zähnen Kokosnüsse knacken und kichern.

Sie wollen wissen, was Olivia und Tashi in meiner Hütte tun, wenn alle anderen kleinen Mädchen fleißig ihrer Mutter helfen.

Ist Tashi zu Hause faul? fragte ich.

Der Vater schaute die Mutter an. Sie sagte, nein, im Gegenteil, Tashi arbeitet mehr als die meisten Mädchen in ihrem Alter. Und wird schneller mit ihrer Arbeit fertig. Aber das ist nur, weil sie ihre Nachmittage mit Olivia verbringen will. Sie lernt alles, was ich ihr beibringe, als könnte sie es schon, sagte die Mutter, aber das Wissen geht nicht bis in ihre Seele.

Die Mutter schien verwirrt und ängstlich.

Der Vater ärgerlich.

Ich dachte: Aha, Tashi weiß, dass sie eine Art zu leben lernt, die sie nie leben wird. Aber das sagte ich nicht. Die Welt wandelt sich, sagte ich. Es ist keine Welt mehr nur für Jungen oder Männer.

Unsere Frauen werden hier geachtet, sagte der Vater. Wir würden sie nie in der Welt herumziehen lassen, wie das die amerikanischen Frauen tun. Es gibt immer jemanden, der sich um die Olinka-Frau kümmert. Ein Vater. Ein Onkel. Ein Bruder oder Neffe. Sei nicht gekränkt, Schwester Nettie, aber unsere Leute bedauern Frauen wie dich, die vertrieben sind, von wo, wissen wir nicht, in eine Welt, die dir unbekannt ist und in der du dich ganz allein durchkämpfen musst.

So bin ich also ein Gegenstand von Mitleid und Verachtung, dachte ich, für Männer wie für Frauen.

Außerdem, sagte Tashis Vater, sind wir keine Einfaltspinsel. Wir verstehen, dass es Orte auf der Welt gibt, wo Frauen anders leben als unsere Frauen, aber wir heißen diese Art zu leben für unsere Frauen nicht gut.

Aber das Leben ändert sich, sogar in Olinka, sagte ich. Wir sind hier.

Er spuckte auf den Boden. Was seid ihr schon? Drei Erwachsene und zwei Kinder. In der Regenzeit sterben wahrscheinlich einige von euch. Ihr Leute haltet unser Klima nicht lang aus. Wenn ihr nicht sterbt, werdet ihr von Krankheit geschwächt. O ja. Das haben wir alles schon gesehen, ihr Christen kommt hierher, versucht, nach besten Kräften zu ändern, werdet krank und geht zurück nach England oder woher ihr kommt. Nur der Händler an der Küste bleibt, und auch er ist nicht der gleiche weiße Mann über die Jahre. Wir wissen das, weil wir ihm Frauen schicken.

Tashi ist sehr intelligent, sagte ich. Sie könnte Lehrerin werden. Krankenschwester. Sie könnte den Leuten im Dorf helfen.

Hier ist kein Platz für eine Frau, die so was tut, sagte er.

Dann sollten wir gehen, sagte ich. Schwester Corrine und ich.

Nein, nein, sagte er.

Nur die Jungen unterrichten? fragte ich.

Ja, sagte er, als sei meine Frage Zustimmung.

Es gibt eine Art, in der Männer zu Frauen reden, die mich zu sehr an Pa erinnert. Sie hören gerade lang genug zu, um Anweisungen geben zu können. Sie schauen Frauen nicht einmal an, wenn die Frauen sprechen. Sie schauen auf den Boden und senken den Kopf. Auch die Frauen schauen „einem Mann nicht ins Gesicht“, wie sie sagen. Einem Mann ins Gesicht zu schauen ist etwas Unverschämtes. Sie schauen ihm stattdessen auf die Füße oder Knie. Und was kann ich dazu sagen? Wieder, dass das wie unser Benehmen in Gegenwart von Pa ist.

Das nächste Mal, wenn Tashi an eurem Tor auftaucht, schickt ihr sie schnurstracks nach Hause, sagte ihr Vater. Dann lächelte er. Eure Olivia kann sie besuchen kommen und lernen, wozu Frauen da sind. Ich habe auch gelächelt. Olivia muss lernen, sich ihre Lehren fürs Leben zu holen, wo sie sie finden kann, dachte ich. Sein Angebot gibt eine glänzende Gelegenheit dafür.

Leb wohl bis zum nächsten Mal, liebe Celie, von einer bedauernswerten Ausgestoßenen, die vielleicht während der Regenzeit wegstirbt.

Deine Dich liebende Schwester Nettie



✿ © Verlag Neues Leben Berlin, 1990.
(Übersetzt von Helga Pfetsch)

✿ Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Kay Lutter

Der 1965 in der Nähe von Berlin geborene Kay Lutter studierte nach seiner Schulzeit an der Berliner Hochschule für Musik. Es folgte eine Zeit als selbstständiger Musiker in verschiedenen Bands und Projekten. Seit 1997 ist er Mitglied der Rockband „In Extremo“.

Zwischen 1993 und 2001 engagierte sich Lutter als Sozialarbeiter beim Berliner Projekt „Rockmobil“. 1998 schloss er sein Studium als Diplom-Sozialpädagoge ab. Für drei Jahre zog er 2003 mit seiner Frau und seinen beiden Kindern nach Kuala Lumpur in Malaysia. Seine Frau arbeitete dort an der Deutschen Schule, während er ein Musikprojekt betreute und Workshops gab. 2005 erschienen sein Buch „Der Spielmannsfluch“ und ein Sammelband mit Kurzgeschichten.



Bayern München

Für uns Mitteleuropäer ist der Lebensweg, von ein paar Ausrutschern hin und wieder mal ganz abgesehen, von der Geburt an eigentlich klar. Wir müssen nicht mehr über alles nachdenken und das meiste erscheint uns völlig selbstverständlich, wie etwa ein Buch zu lesen, einen Brief zu schreiben, beim Einkaufen das Wechselgeld nachzurechnen oder eine Mail zu versenden. Alles ist selbstverständlich. Auch haben wir das große Privileg Urlaub zu machen, zu reisen, uns ferne Länder anzusehen und fremde Menschen kennenzulernen. Wenn man sich denn darauf einlässt. Ich bin dankbar für diese Möglichkeiten und manchmal, in einer stillen Stunde, denke ich an die Zeiten zurück, als das Reisen nicht so selbstverständlich war – ja, als sogar das Planen einer Reise in die falsche Himmelsrichtung im Gefängnis enden konnte. Aber das ist eine andere Geschichte. Meine beginnt im Sommer 2003, als der Möbelwagen an unserer Berliner Wohnung anhielt und unser gesamtes Hab und Gut in riesigen Seekisten verstaut wurde. Unser Ziel hieß Malaysia.

Wir brauchten einen Tapetenwechsel – dringend! Meine Frau arbeitete seit Jahren als Lehrerin an einer Grundschule, ich als Musiker in einer Berliner Band, hatte aber gerade eine schwere Operation hinter mir und der Endlichkeit des Lebens ins Auge gesehen. Wir mussten etwas tun! Meine Frau bewarb sich kurzerhand auf eine Stelle als Lehrerin an der Deutschen Schule in Kuala Lumpur und wenige Monate später landeten wir auf dem KLIA, einem der größten Flughäfen Südostasiens, und fuhren zu unserem neuen Wohnort Petaling Jaya, einer Stadt in der Nähe der malaiischen Hauptstadt.

Was war das für ein Kulturschock! Wir waren in einem Land angekommen, in dem die Uhren völlig anders tickten. Wir hatten uns vorbereitet so gut es ging, doch vor Ort ist das plötzlich alles nichts mehr wert. Das hier war kein Urlaub, wie noch zwei Jahre zuvor, als wir innerhalb von 14 Tagen einmal mit dem Auto quer durch Malaysia und Singapur reisten, hier würden wir uns anpassen müssen. Hier waren wir die Gäste und langsam, aber sicher wurde uns klar, dass Malaysia ein größtenteils muslimisch geprägtes Land war. Hier wurde Englisch nur unter Ausländern sowie einem Großteil der chinesischen und indischen Bevölkerungsgruppe gesprochen, wollte man tiefer ins Leben eintauchen, kam man mit seinem Schulenglisch nicht weit. Selbst das Anmelden eines Telefons, einer Bankverbindung oder das Reparieren des Kühlschranks konnte so zu einem wahren Abenteuer ausarten.

Meine Frau begann ihre Arbeit an der Deutschen Schule, auf die auch unsere beiden Kinder gingen. Schon nach einem Monat begannen wir uns in Malaysia wie zu Hause zu fühlen und wir vermissten hier eigentlich nichts mehr. Nur ab und zu besorgten wir uns den „Spiegel“ und wunderten uns über die schlechte Stimmung in Deutschland. Hier schien die Sonne, das Essen war lecker, die Menschen freundlich und jeden Tag konnte man etwas Neues entdecken. Da ich in Malaysia keine Arbeitsgenehmigung hatte, kaufte ich mir ein gebrauchtes Moped, wie es die Einheimischen fuhren, reiste damit durch die Gegend,

fotografierte viel, lernte viele Leute kennen und tastete mich durch die Abgründe der südostasiatischen Küche. Nur ab und zu, in einer stillen Minute, führte ich mir vor Augen, was für ein privilegiertes Leben ich doch hatte: Ich flog hin und wieder nach Europa, tourte dort mit meiner Band durch die Gegend und flog wieder, mit ein paar Euros in der Tasche, zurück nach Kuala Lumpur, wo ich zu einem günstigen Kurs alles in malaiische Ringgit umtauschen konnte.

Malaysia ist ein verhältnismäßig wohlhabendes Land. Wenn man dort Freunde hat und sich etwas besser auskennt, wenn man sich mit der Zeit auch etwas abseits des schönen Stadtzentrums bewegt, dann wird man dort natürlich auch Armut finden. Die Bettler gehören in Asien zum Straßenbild, denn es gibt keine Sozialversicherungssysteme, wie wir sie aus Europa kennen. Jeder ist auf sich selbst gestellt oder auf die Hilfe der eigenen Familie angewiesen, die dort eine viel größere Rolle als bei uns spielt. Was man in Malaysia aber nicht antrifft, sind bettelnde Kinder. Kinder gehen in Malaysia auf die Schule und müssen nicht zum Lebensunterhalt der Familie beitragen. Und das ist in Asien nicht überall selbstverständlich!

Überhaupt scheint die Bildung einen hohen Stellenwert zu genießen, denn bei meinen Fahrten übers Land waren es immer die Schulen, die in der Mitte der Dörfer und kleinen Städte als Erstes auffielen. Sie machten, neben den Moscheen und Tempelanlagen, immer den gepflegtesten Eindruck. Manchmal musste ich bei ihrem Anblick an Deutschland denken, und ganz speziell an einige Grundschulen in unserem ehemaligen Berliner Stadtbezirk, wo der Putz von der Fassade bröckelte, es durch uralte Fenster zog und wo die Schulhöfe und Spielplätze für die Kinder ungepflegt waren oder seit Jahren brachlagen.

Wir nutzen unsere freie Zeit in Asien vor allem zum Reisen, um Urlaub zu machen, aber auch um andere Kulturen kennenzulernen. Von Malaysia aus konnte man auch günstig in Länder reisen, die man sonst wohl nie besucht hätte. Myanmar ist ein gutes Beispiel: Dort in Bagan, wo sich die riesigen

Pagodenfelder befinden, verfolgten uns zehnjährige Jungs, die sich für 14 ausgaben, und boten uns an, uns in ihren Pferdekutschen durch die Gegend zu führen. Sie lebten von den Touristen und gingen deshalb nicht zur Schule. Sie hatten keine Zeit dafür, denn sie mussten Geld verdienen, um sich und ihre kleineren Geschwister zu ernähren. Sie waren nett und wir erfuhren viel über ihre Lebensweise. Ganz ohne Skrupel führten sie uns in Fabriken, wo bereits vierjährige Kinder lernten, wie man kunstvoll Geschirr bemalte, während sich die Größeren um die Weiterverarbeitung kümmerten.

„Müssen die Kinder denn nicht zur Schule?“, war meine wohl etwas naive Frage, die flugs ein Lächeln auf das Gesicht des Chefs zauberte, der uns stolz durch seine Firma führte, welche die begehrte Ware vor allem in die großen westlichen Industrieländer exportierte.

„Hier in Burma läuft das etwas anders“, erklärte er freundlich. „Ich bin hier die Schule. Die Eltern können ihre Kinder zu Hause nicht mehr ernähren. Sie haben dann nur zwei Möglichkeiten: Sie geben die Kinder in die Klöster oder aber in Firmen wie diese ab. Hier bei mir können sie wohnen, essen und etwas lernen. Wollen Sie wissen, welche Alternativen diese Kinder hier in Burma sonst noch haben?“

Ich konnte sie mir selbst ausmalen, hatte ich im Dorf doch die Alternativen mit eigenen Augen gesehen. Im Gegensatz zum Dorf schien es hier den Kindern jedoch gut zu gehen. Sie hatten genug zu essen, ein Dach über den Kopf, sie trugen saubere Kleidung und sie lernten etwas. Und sie lachten. Doch ich hatte ein schlechtes Gefühl bei dieser Sache, denn unter dem Strich blieb es natürlich das, was es war: Kinderarbeit!

Ortswechsel: Ein halbes Jahr später flogen wir nach Bali, in Indonesiens Urlaubsparadies. Wir hatten ein paar Tage frei und mieteten uns in einem Hotel in Ubud, der Künstlerhochburg der Insel ein. Ubud lag zwar fernab der Strände und Touristenzentren, war jedoch eine Stadt, die viel an Handwerk und Kunst zu bieten hatte und wurde dementsprechend stark besucht. Auch in Ubud

war es schwer, ein paar Schritte zu gehen, ohne von Bettlern angesprochen zu werden. Das Erschreckende daran war, dass der Großteil von ihnen Kinder waren. Man steckte plötzlich in einem moralischen Dilemma: Gab man den Kindern Geld für ihren Lebensunterhalt? Erreichte man damit womöglich nicht das genaue Gegenteil? War das wirklich eine Hilfe, wenn die Kinder plötzlich merkten, dass Betteln im ersten Moment mehr lohnte, als in der Schule zu sitzen? Es ist ein Teufelskreis, bis heute.

Über vier Millionen Touristen besuchten Jahr für Jahr die Insel, doch nach den Attentaten im Oktober 2002 mit über 200 Toten sowie dem Attentat vom Oktober 2005 mit 25 Toten, kamen nur noch ein paar Verwegene hierher. Der Tourismus, die Haupteinnahmequelle und die Basis des Lebenserwerbs, liegt am Boden und Besserung ist nicht in Sicht.

Man konnte keine zehn Meter weit laufen, ohne dass man Flöten, Schnitzereien, Sonnenbrillen oder kopierte englische Tageszeitungen entgegengestreckte bekam. Der Ruf „One Dollar!“ verfolgte uns durch ganz Bali. Sie konnten einem leid tun, besonders die kleinen Mädchen und Jungen, die hier den ganzen Tag an der Straße standen und uns Armbänder und Schmuck verkaufen wollten. Kaum kaufte meine nur wenig ältere Tochter ihnen ein Armband ab, fanden sich auch gleich zehn weitere kleine Verkäuferinnen ein, die mit großen Augen alles für „Only one Dollar!“ anboten. Und dass große, traurig blickende Kinderaugen die Herzen und besonders die Portemonnaies ausländischer Gäste öffnen, ist auch kein Geheimnis.

Wir gingen jeden Tag auf unserem Weg vom Hotel in die Stadt an zwei vielleicht zehnjährigen Jungs vorbei, die uns schon von Weitem mit ihrem „Only one Dollar!“ begrüßten. Meistens hatten sie gar nichts zu verkaufen und sie lachten dabei und es klang eher wie ein „How are you?“. Sie hatten anscheinend keine besonders große Lust am Betteln, denn gegen die kleinen und wesentlich jüngeren Mädchen hatten sie ohnehin keine Chance. Ich mochte sie trotzdem und gab ihnen immer ein paar Rupien. Etwas weiter oben an der Straßenkreuzung stand ihre Mutter und

bettelte mit einem Baby auf dem Arm. Sie sagte nie etwas, sie hielt stattdessen nur die Hand hin und beobachtete ihre Jungs, damit sie keine Dummheiten anstellten. Die Jungs hingegen beobachteten lieber den Fußballplatz gegenüber, auf dem die Dorfjugend täglich Arsenal London gegen Manchester United spielte. Sie durften noch nicht mitmachen, trotz ihrer zu großen Manchester-United-T-Shirts vom Nachtmarkt. Sie mussten betteln, solange sie noch jung waren, denn ältere Kinder hatten kaum eine Chance auf Mitleid.

An unserem letzten Urlaubstag, ich gab meinen Kindern ein paar Rupien zum Verteilen in die Hand, begrüßten uns die Jungs wie immer schon von Weitem mit ihrem „Only one Dollar“. Seitdem sie erraten hatten, dass wir Deutsche waren, fügten sie immer noch ein „Bayern Munich“ mit an. Doch dieses Mal war ihre Mutter an der Straßenkreuzung in ein Gespräch mit einem älteren australischen Ehepaar vertieft, sodass sie ihre Jungs nicht im Auge hatte. Sie zählten blitzschnell das Geld, grinnten sich beide an und flitzten in einer atemberaubenden Geschwindigkeit in den kleinen Lebensmittelladen, der sich direkt hinter uns befand. Eine Minute später lugten sie vorsichtig aus der Tür, um ihre Mutter zu beobachten, die sich zu ihrem Glück noch immer mit dem australischen Ehepaar unterhielt. Dann rannten sie, jeder stolz mit einer riesigen Tüte Eis in der Hand, aus dem Laden. Damit ihre Mutter nicht sah, wofür sie ihr Geld so sinnlos ausgaben, versteckten sie sich zwischen zwei parkenden Autos, rissen das Papier von der Eistüte und strahlten uns an.

„Terima kasih!“, grinnten sie. „Bayern Munich!“

 Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Cornelia Funke

Cornelia Funke, 1958 in Westfalen geboren, ist eine der international erfolgreichsten und bekanntesten deutschen Kinderbuchautorinnen. Nach dem Abitur und der Ausbildung als Diplom-Pädagogin arbeitete sie als Erzieherin und studierte parallel dazu Buchillustration in Hamburg. Ihre Arbeit als Kinderbuch-Illustratorin regte sie dazu an, selbst Geschichten für junge Leserinnen und Leser zu schreiben. Inzwischen hat sie über 40 Bücher geschrieben, die in mehr als 45 Ländern verkauft wurden – viele davon sind Bestseller und auch verfilmt worden. Bekannt sind vor allem ihre fantastischen Romane *Drachenreiter*, *Herr der Diebe* und die *Tintenherz-Trilogie*, aber auch Bücher wie *Die Wilden Hühner* oder *Hände weg von Mississippi*. Ausgezeichnet wurde sie u. a. mit dem Mildred Batchelder Award und dem BookSense Book of the Year. Seit 2005 wohnt Cornelia Funke mit ihrer Familie in Los Angeles.



Ein Haus voller Bücher aus: Tintenherz

... Meggie warf Mo einen besorgten Blick zu, aber der schnitt ihr nur aufmunternd eine Grimasse und klingelte.

Meggie hörte, wie die Glocke durch das große Haus schrillte. Dann passierte für eine ganze Weile nichts. Nur eine Elster flatterte schimpfend aus einem der Rhododendronbüsche, die um das Haus herum wuchsen, und ein paar fette Spatzen pickten hektisch im Kies nach unsichtbaren Insekten. Meggie warf ihnen gerade ein paar Brotkrümel zu, die sie noch in der Jackentasche hatte – von einem Picknick an einem längst vergessenen Tag –, als die Tür abrupt aufgerissen wurde.

Die Frau, die heraustrat, war älter als Mo, ein gutes Stück älter – obwohl Meggie sich nie ganz sicher war, was das Alter Erwachsener betraf. Ihr Gesicht erinnerte Meggie an das einer Bulldogge, aber vielleicht lag das mehr am Ausdruck, als an dem Gesicht selber. Sie trug einen mausgrauen Pullover über einem aschgrauen Rock, eine Perlenkette um den kurzen Hals

und Filzpantoffeln an den Füßen, wie Meggie sie mal in einem Schloss hatte anziehen müssen, das Mo und sie besichtigten. Elinors Haar wurde schon grau, sie hatte es hochgesteckt, doch überall hingen Strähnen heraus, als hätte sie es hastig getan und voll Ungeduld. Elinor sah nicht so aus, als verbrächte sie allzu viel Zeit vor dem Spiegel.

„Herrgott, Mortimer! Na, wenn das keine Überraschung ist!“, sagte sie, ohne Zeit an eine Begrüßung zu verschwenden. „Wo kommst du denn her?“ Ihre Stimme klang barsch, aber ihr Gesicht konnte nicht ganz verbergen, dass sie sich über Mos Anblick freute.

„Hallo, Elinor“, sagte Mo und legte Meggie die Hand auf die Schulter. „Erinnerst du dich an Meggie? Sie ist ziemlich groß geworden, wie du siehst.“

Elinor warf Meggie einen kurzen irritierten Blick zu. „Ja, das sehe ich“, sagte sie. „Aber Kinder haben es schließlich an sich, zu wachsen, nicht wahr? Und soweit ich mich erinnere, habe ich weder dich noch deine Tochter in den letzten Jahren zu Gesicht bekommen. Was verschafft mir ausgerechnet heute die unerwartete Ehre deines Besuches? Willst du dich doch endlich meiner armen Bücher erbarmen?“

„Ganz genau.“ Mo nickte. „Einer meiner Aufträge hat sich verschoben, ein Bibliotheksauftrag, du weißt ja, den Bibliotheken fehlt es immer an Geld.“

Meggie musterte ihn beunruhigt. Sie hatte nicht gewusst, dass er so überzeugend lügen konnte.

„Durch die Eile“, fuhr Mo fort, „konnte ich Meggie so schnell nirgendwo anders unterbringen, deshalb habe ich sie mitgebracht. Ich weiß, du magst keine Kinder, aber Meggie schmiert keine Marmelade in Bücher und sie reißt auch keine Seiten heraus, um tote Frösche damit einzuwickeln.“

Elinor ließ ein missbilligendes Brummen hören und musterte Meggie, als würde sie ihr jede Schandtat zutrauen, gleichgültig,

was ihr Vater über sie sagte. „Als du sie das letzte Mal mitgebracht hast, konnten wir sie wenigstens in einen Laufstall sperren“, stellte sie mit kalter Stimme fest. „Das dürfte inzwischen wohl nicht mehr möglich sein.“ Noch einmal betrachtete sie Meggie von Kopf bis Fuß – wie ein gefährliches Tier, das sie in ihr Haus lassen sollte.

Meggie spürte, wie ihr das Blut vor Ärger ins Gesicht schoss. Sie wollte nach Hause oder zurück in den Bus, irgendwohin, nur nicht im Haus dieser abscheulichen Frau bleiben, die ihr mit ihren kalten Kieselaugen Löcher ins Gesicht startete.

Elinors Blick ließ von ihr ab und wanderte zu Staubfinger, der immer noch verlegen im Hintergrund stand. „Und das?“ Fragend sah sie Mo an. „Kenne ich den auch schon?“

„Das ist Staubfinger, ein ... Freund von mir.“ Vielleicht fiel nur Meggie Mos Zögern auf. „Er will weiter nach Süden, aber vielleicht könntest du ihn eine Nacht in einem deiner zahllosen Zimmer unterbringen?“

Elinor verschränkte die Arme. „Nur unter der Bedingung, dass sein Name keinerlei Bezug dazu hat, wie er mit Büchern umgeht“, sagte sie. „Allerdings wird er sich mit einer recht notdürftigen Unterkunft unter dem Dach zufriedengeben müssen, denn meine Bibliothek ist in den letzten Jahren sehr gewachsen und hat fast all meine Gästezimmer verschlungen.“

„Wie viele Bücher haben Sie denn?“, fragte Meggie. Sie war aufgewachsen zwischen Bücherstapeln, aber sie konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass sich hinter all den Fenstern dieses großen, großen Hauses Bücher verbargen.

Elinor musterte sie noch einmal, diesmal mit unverhohlener Verachtung. „Wie viele?“, wiederholte sie. „Glaubst du etwa, ich zähle sie wie Knöpfe oder Erbsen? Es sind viele, sehr viele. Vermutlich stehen in jedem Zimmer dieses Hauses mehr Bücher, als du jemals lesen wirst – und einige sind so wertvoll, dass ich



dich ohne zu zögern erschießen würde, solltest du es wagen, sie anzufassen. Aber da du ja, wie dein Vater versichert, ein kluges Mädchen bist, wirst du das natürlich ohnehin nicht tun, oder?“

Meggie antwortete nicht. Stattdessen malte sie sich aus, wie sie sich auf die Zehenspitzen stellte und der alten Hexe dreimal auf den Kopf spuckte.

Mo aber lachte. „Du hast dich nicht verändert, Elinor“, stellte er fest. „Eine Zunge so scharf wie ein Papiermesser. Doch ich warne dich: Wenn du Meggie erschießt, mache ich dasselbe mit deinen Lieblingsbüchern.“

Elinors Lippen kräuselten sich zu einem käferkleinen Lächeln. „Gute Antwort“, sagte sie und trat zur Seite. „Du hast dich offenbar auch nicht verändert. Kommt rein. Ich werde dir die Bücher zeigen, die deine Hilfe brauchen. Und noch ein paar andere.“

Meggie

hatte immer geglaubt, dass Mo viele Bücher besaß. Nachdem sie Elinors Haus betreten hatte, glaubte sie das nie wieder.

Es gab keine herumliegenden Stapel, wie bei Meggie zu Hause. Jedes Buch hatte offenbar seinen Platz. Doch wo andere Menschen Tapeten haben, Bilder oder einfach ein Stück leere Wand, hatte Elinor Bücherregale. In der Eingangshalle, durch die sie sie zuerst führte, waren es weiße Regale, die sich bis zur Decke streckten, in dem Zimmer, das sie danach durchquerten, waren sie schwarz wie die Fliesen auf dem Boden, ebenso wie in dem Flur, der darauf folgte.

„Diese da“, verkündete Elinor mit wegwerfender Geste, während sie an den dicht gedrängt stehenden Bücherrücken vorbeischnitt, „haben sich im Laufe der Jahre angesammelt. Sie sind nicht weiter wertvoll, meist von minderer Qualität, nichts Außergewöhnliches. Sollten sich gewisse Finger nicht

beherrschen können und irgendwann eins davon herausziehen“, sie warf Meggie einen kurzen Blick zu, „so wird das keine ernsthafteren Folgen haben. Solange diese Finger, nachdem ihre Neugier befriedigt ist, jedes Buch wieder an seinen Platz stellen und keine unappetitlichen Lesezeichen darin hinterlassen.“ Bei diesen Worten drehte Elinor sich zu Mo um. „Glaub es oder glaub es nicht!“, sagte sie. „In einem der letzten Bücher, die ich gekauft habe, einer wunderschönen Erstausgabe aus dem neunzehnten Jahrhundert, habe ich doch tatsächlich eine eingetrocknete Salamischeibe als Lesezeichen gefunden.“

Meggie musste kichern, was ihr natürlich auf der Stelle einen weiteren wenig freundlichen Blick eintrug. „Das ist nicht zum Lachen, junge Dame“, sagte Elinor. „Einige der wunderbarsten Bücher, die je gedruckt wurden, gingen verloren, weil irgendein Hohlkopf von Fischhändler sie zerplückt hat, um in die Seiten seine stinkenden Fische zu wickeln. Im Mittelalter wurden Tausende von Büchern vernichtet, weil man aus ihren Einbänden Schuhsohlen schnitt oder Dampfbäder mit ihrem Papier beheizte.“ Die Erinnerung an so unglaubliche, wenn auch schon viele Jahrhunderte zurückliegende Schandtaten ließ Elinor nach Luft schnappen. „Gut, lassen wir das!“, stieß sie hervor. „Sonst rege ich mich zu sehr auf, mein Blutdruck ist eh viel zu hoch.“

Sie war vor einer Tür stehen geblieben. Auf das weiße Holz war ein Anker gemalt, um den sich ein Delfin wand. „Das ist das Zeichen eines berühmten Druckers“, erklärte Elinor und strich mit dem Finger über die spitze Delfinnase. „Genau das Richtige für den Eingang zu einer Bibliothek, oder?“

„Ich weiß“, sagte Meggie. „Aldus Manutius. Er lebte in Venedig. Er hat Bücher gedruckt, die gerade so groß waren, dass sie gut in die Satteltaschen seiner Auftraggeber passten.“

„Ach ja?“ Elinor runzelte irritiert die Stirn. „Das wusste ich nicht. Auf jeden Fall bin ich die glückliche Besitzerin eines Buches, das er

eigenhändig gedruckt hat. Und zwar im Jahre 1503.“ „Sie meinen, es stammt aus seiner Werkstatt“, korrigierte Meggie.

„Natürlich meine ich das.“ Elinor räusperte sich und musterte Mo so vorwurfsvoll, als könnte nur er daran schuld sein, dass seine Tochter so extravagante Dinge wusste. Dann legte sie ihre Hand auf die Klinke. „Durch diese Tür“, sagte sie, während sie die Klinke mit fast wehevoller Andacht herunterdrückte, „ist noch nie ein Kind gegangen, aber da dein Vater dir vermutlich einen gewissen Respekt vor Büchern beigebracht hat, mache ich eine Ausnahme. Jedoch nur unter der Bedingung, dass du von den Regalen mindestens drei Schritte Abstand hältst. Akzeptierst du diese Bedingung?“

Einen Augenblick lang wollte Meggie ablehnen. Zu gern hätte sie Elinor dadurch verblüfft, dass sie ihre kostbaren Bücher mit Verachtung strafte. Aber sie konnte nicht. Ihre Neugier war einfach zu stark. Fast kam es ihr vor, als könnte sie die Bücher durch die halb offene Tür flüstern hören. Tausend unbekannte Geschichten versprachen sie ihr, tausend Türen zu tausend nie geschauten Welten. Die Versuchung war stärker als Meggies Stolz.

„Akzeptiert“, murmelte sie und verschränkte die Hände hinter dem Rücken. „Drei Schritte.“ Ihre Finger kribbelten vor Begierde.

„Kluges Kind“, sagte Elinor in so herablassendem Ton, dass Meggie ihre Entscheidung beinahe rückgängig gemacht hätte. Dann betraten sie Elinors Allerheiligstes.

„Du hast sie renovieren lassen!“, hörte Meggie Mo sagen. Er sagte noch etwas, aber sie hörte nicht mehr zu. Sie starrte nur die Bücher an. Die Regale, in denen sie standen, dufteten nach frisch geschlagenem Holz. Sie reichten bis hinauf zu einer himmelblauen Decke, von der winzige Lampen wie angebundene Sterne hingen. Schmale Holztreppe, versehen



mit Rollen, standen vor den Regalen, bereit, jeden begierigen Leser hinauf zu den oberen Borden zu tragen. Es gab Leseplatte, auf denen aufgeschlagene Bücher lagen, angekettet mit messinggoldenen Ketten. Es gab Glasvitrinen, in denen Bücher mit altersfleckigen Seiten jedem, der näher trat, die wunderbarsten Bilder zeigten. Meggie konnte nicht anders. Ein Schritt, ein hastiger Blick zu Elinor, die ihr zum Glück den Rücken zukehrte, und sie stand vor der Vitrine. Tiefer und tiefer beugte sie sich über das Glas, bis sie sich die Nase daran stieß.

Stachelige Blätter rankten sich um blassbraune Buchstaben. Ein winziger roter Drachenkopf spuckte Blüten auf das fleckige Papier. Reiter auf weißen Pferden blickten Meggie an, als wäre kaum ein Tag vergangen, seit jemand sie mit winzigen Pinseln aus Marderhaar gemalt hatte. Neben ihnen stand ein Paar, vielleicht war es ein Brautpaar. Ein Mann mit feuerrotem Hut musterte die beiden feindselig.

„Das sollen drei Schritte sein?“

Meggie fuhr erschrocken herum, aber Elinor schien nicht allzu verärgert zu sein. „Ja, die Kunst der Buchmalerei!“, sagte sie. „Früher konnten nur die Reichen lesen. Deshalb gab man den Armen Bilder zu den Buchstaben, damit sie die Geschichten verstehen konnten. Natürlich dachte man nicht an ihr Vergnügen, die Armen waren zum Arbeiten auf der Welt, nicht, um glücklich zu sein oder sich schöne Bilder anzusehen. Das war den Reichen vorbehalten. Nein. Man wollte sie belehren. Meistens waren es Geschichten aus der Bibel, die ohnehin jeder kannte. Die Bücher lagen in den Kirchen aus, und jeden Tag wurde eine Seite umgeblättert, um ein anderes Bild zu zeigen.“

„Und dieses Buch?“, fragte Meggie.

„Oh, ich denke, das lag nie in einer Kirche“, antwortete Elinor. „Das diente wohl eher dem Vergnügen eines sehr reichen Mannes, aber es ist fast sechshundert Jahre alt.“ Der Stolz in ihrer

Stimme war nicht zu überhören. „Wegen eines solchen Buches hat es schon Mord und Totschlag gegeben. Ich brauchte es zum Glück nur zu kaufen.“

Bei den letzten Worten drehte sie sich abrupt um und musterte Staubfinger, der ihnen lautlos wie eine Katze auf der Jagd gefolgt war. Für einen Moment dachte Meggie, Elinor würde ihn auf den Flur zurückschicken, doch Staubfinger stand mit so ehrfürchtiger Miene vor den Regalen, die Hände auf dem Rücken verschränkt, dass er ihr keinen Anlass bot, und so warf sie ihm nur einen letzten missbilligenden Blick zu und kehrte zu Mo zurück.

Er stand vor einem der Leseplatte und hielt ein Buch in der Hand, dessen Rücken nur noch an ein paar Fäden hing. Ganz vorsichtig hielt er es, wie einen Vogel, der sich den Flügel gebrochen hatte.

„Nun?“, fragte Elinor besorgt. „Kannst du es retten? Ich weiß, es ist in furchtbarem Zustand, und die anderen sind, fürchte ich, nicht viel besser dran, aber ...“

„Das lässt sich alles beheben.“ Mo legte das Buch zur Seite und begutachtete ein weiteres. „Aber ich denke, ich werde mindestens zwei Wochen brauchen. Wenn ich nicht zusätzliches Material besorgen muss. Das könnte die Sache noch um einiges verlängern. Erträgst du unsere Gegenwart so lange?“

„Selbstverständlich.“ Elinor nickte, doch Meggie bemerkte den Blick, den sie in Staubfingers Richtung warf. Er stand immer noch vor den Regalen gleich neben der Tür und schien vollkommen in die Betrachtung der Bücher versunken zu sein, doch Meggie hatte den Eindruck, dass ihm nichts von dem entging, was hinter seinem Rücken gesprochen wurde.

 © Cecilie Dressler Verlag, Hamburg 2003.

 *Gibt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!*

Günter Grass

Der Schriftsteller, Bildhauer und Grafiker Günter Grass wurde 1927 in Danzig als Sohn einer Kaufmannsfamilie geboren. Im Zweiten Weltkrieg war er zunächst Luftwaffenhelfer; später geriet er in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Nach dem Krieg studierte er an der Düsseldorfer Kunstakademie Grafik und Bildhauerei. 1956 erschien Grass' erster Gedichtband mit Zeichnungen. Literarischen Ruhm brachte ihm drei Jahre später sein erster Roman „Die Blechtrommel“, der 1979 von Regisseur Volker Schlöndorff verfilmt wurde. Der vielfach ausgezeichnete Autor erhielt den Georg-Büchner-Preis, den anerkanntesten Literaturpreis Deutschlands, und den Nobelpreis für Literatur. Günter Grass gilt als einer der bedeutendsten deutschsprachigen Autoren der Gegenwart und lebt in der Nähe von Lübeck.



Beim Häuten der Zwiebel

Von einer mäßig frommen Mutter nur selten zum Kirchgang ermahnt, wuchs ich dennoch frühgeprägt katholisch auf: kreuzschlagend zwischen Beichtstuhl, Haupt- und Marienaltar. Monstranz und Tabernakel waren Wörter, die ich mir ihres Wohlklangs wegen gern auf sagte. Aber an was glaubte ich, bevor ich nur noch an den Führer glaubte?

Der Heilige Geist schien mir faßlicher zu sein als Gottvater nebst Sohn. Figurenreiche Altäre, dunkelnde Bilder und der wehrauchgeschwängerte Spuk der Langfuhrer Herz-Jesu-Kirche nährten meinen Glauben, der weniger christlich, eher heidnischer Natur war.

Außerdem machten mich jene Wahrheiten satt, die in Büchern ihr vieldeutiges Eigenleben führten und in deren Treibbeeten meine Lügengeschichten keimten. Was aber las der Vierzehnjährige?

Gewiß keine frommen Traktate, auch keine Propagandaschriften, die Blut und Boden in Stabreime zwängten. Weder Tom-Mix-Hefte, noch waren mir Band nach Band Karl Mays Romane

spannend: Lesefutter, das meinen Mitschülern nie ausging. Vorerst las ich alles, was – Welch Glück! – im Bücherschrank meiner Mutter greifbar war.

Sobald ich mir den Jungen von einst herbeizitiere, ihn streng ins Verhör nehme und die Verlockung spüre, ihn zu richten, womöglich wie einen Fremden, dessen Nöte mich kaltlassen, abzuurteilen, sehe ich einen mittelgroßen Bengel in kurzen Hosen und Kniestrümpfen, der ständig grimassiert.

Jetzt verknieft er die Augen zu Sehschlitzen, preßt und verzieht die Lippen, bringt den Mund in unruhige Schiefelage und arbeitet an seiner Grimasse, während er zugleich über Büchern hockt, weg ist, nicht einzuholen. Ich sehe ihn lesen. Das, nur das tut er mit Ausdauer. Dabei stößelt er beide Ohren mit den Zeigefingern, um in enger Wohnung gegen den fröhlichen Lärm der Schwester abgeschirmt zu sein. Jetzt trällert sie, kommt näher. Er muß aufpassen, denn gern schlägt sie ihm das Buch zu, will mit ihm spielen, immer nur spielen, ist ein Wirbelwind. Nur auf Distanz ist ihm seine Schwester lieb.

Bücher waren ihm von früh an die fehlende Latte im Zaun, seine Schlupflöcher in andere Welten. Doch sehe ich ihn auch Grimassen schneiden, wenn er nichts tut, nur zwischen den Möbeln des Wohnzimmers rumsteht und dabei so abwesend zu sein scheint, daß die Mutter ihn anrufen muß: „Wo biste nu schon wieder? Was denkste dir jetzt wieder aus?“

Aber wo war ich, wenn ich Anwesenheit nur vortäuschte? Welch entlegene Räume bezog der grimassierende Junge, ohne das Wohn- oder Klassenzimmer zu verlassen? In welche Richtung spulte er seinen Faden?

In der Regel war ich zeitabwärts unterwegs, unstillbar hungrig nach den bluttriefenden Innereien der Geschichte und vernarrt ins stockfinstre Mittelalter oder in die barocke Zeitweil eines dreißig Jahre währenden Krieges.

So vergingen dem Jungen, der unter meinem Namen anzurufen ist, die Tage wunschgemäß als Folge von Auftritten in wechselnden Kostümen. Schon immer wollte ich weranders und woanders, jener „Baldanders“ sein, der mir wenige Jahre später, als ich mich in der Volksausgabe des „Simplicissimus“ verlor, gegen Schluß des Buches begegnete: eine unheimliche und doch anziehende Gestalt, die erlaubte, aus den Pluderhosen des Musketiers in die zottelige Kutte eines Eremiten zu schlüpfen.

Zwar war mir die Gegenwart mit ihren Führerreden, Blitzkriegen, U-Boothelden und hochdekorierten Fliegerassen samt militärischen Einzelheiten abfragbar deutlich – meine Geografiekenntnisse wurden bis in die Berge Montenegros, bis hin zu griechischen Inselgruppen und ab Sommer einundvierzig durch den vorrückenden Frontverlauf bis Smolensk, Kiew, zum Ladogasee hin erweitert –, aber zugleich bewegte ich mich im Heerwurm der Kreuzfahrer in Richtung Jerusalem, war Knappe des Kaisers Barbarossa, schlug auf Pruzzenjagd als Ordensritter um mich, wurde vom Papst exkommuniziert, gehörte Konradins Gefolge an und ging klaglos mit dem letzten Staufer unter.

Die Petrischule ist meine Zwischenstation, in die ich durch Beschluß einer Lehrerkonferenz versetzt wurde, nachdem ich das Langfuhrer Conradinum hatte verlassen müssen: einem prügelnden Turnlehrer gegenüber, der uns Schüler an Reck und Barren quälte, war ich – so lasen es die vom Sohn enttäuschten Eltern –, „aufsässig und unverschämt frech“ geworden.

Doch was heißt „ich sehe mich in der Stadtbibliothek“? Allenfalls gelingt es mir, mit Hilfe der wenigen Fotos, die meine Mutter nach Kriegsende in den Westen gerettet hatte, ein weiteres Selbstbild des Heranwachsenden zu entwerfen. Noch sind keine Pickel abzählbar, die ich später mit Pitralon und Mandelkleie vergeblich bekämpfte, doch mindert die vorstehende Unterlippe – meine angeborene Progenie – den kindlichen Ausdruck. Ernst bis verdüstert gleiche ich einem früh pubertierenden Schüler, dem Aufsässigkeit gegenüber Paukern zuzumuten ist: Wenn man ihn reizt, könnte er handgreiflich werden.

Und so kam es denn auch dazu, daß ein feister Musiklehrer, dessen mit Fistelstimme gesungenes „Heideröschen“ wir mit jazzartigen Geräuschen und Zuckbewegungen begleitet hatten, mich, nur mich rügte und zu schütteln wagte, worauf ich ihn mit meiner Linken an der Krawatte packte und so lange würgte, bis der Schlips, der kriegsbedingt aus Papier war, unterm Knoten abriß, worauf wieder einmal hinlänglich Grund bestand, mich umzuschulen, pädagogisch vorsorglich, wie es den Tatbestand verschleiern ließ: von der Petrischule auf die Oberschule Sankt Johann. Kein Wunder, wenn ich mich abschottete, unzugänglich selbst für die Mutter wurde.

Und dergestalt finster abfotografiert sehe ich mich auf dem Weg zu jener dank hanseatischem Bürgersinn angereicherten Bibliothek, von der anzunehmen gewesen wäre, daß sie, als die Stadt kurz vor Kriegsende in Flammen stand, mit ihr verglüht sei. Doch als ich im Frühjahr achtundfünfzig die nunmehr polnische Stadt Gdańsk besuchte, um nach Danziger Spuren zu fahnden, also über Verlust Buch zu führen, fand ich die Stadtbibliothek unzerstört und in ihrem Inneren so überliefert holzgetäfelt und altertümlich, daß es mir leichtfiel, mich, den Heranwachsenden in knielangen Hosen, als Nutznießer der Buchbestände an einem der Lesetische zu entdecken: Stimmt, keine Pickel, aber die Haare fallen ihm in die Stirn. Vorgeschoben das Kinn, die Unterlippe. Schon buckelt sich der Nasenrücken. Er grimassiert noch immer, nicht nur beim Lesen.

✿ **Auf der Grundlage der alten Rechtschreibung**
© Steidl Verlag, Göttingen 2006.

✿ Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Sandra Lensch

Sandra Lensch, 1969 in der Lüneburger Heide geboren, ist eine begeisterte Sprachliebhaberin. Der Umgang mit Worten – gesprochen, geschrieben oder gelesen – fasziniert sie jeden Tag neu.

Nach dem Abitur studierte sie Theologie und arbeitete einige Jahre als Pastorin. Danach war sie sechs Jahre in einem Verlag tätig als Redakteurin, Lektorin und Autorin und moderierte nebenbei eine Radiosendung.

Seit 2006 unterstützt Sandra Lensch als professionelle Trainerin Menschen darin, besser zu kommunizieren, sich besser zu präsentieren und auch sich besser zu verstehen. Außerdem moderiert sie unterschiedliche Veranstaltungen. Mit ihrer Familie lebt sie in Potsdam.



Emmas Entdeckung

Ich schloss die Augen und sah sie tanzen. Sie fühlten sich frei, jeder Einzelne bewegte sich, wie er wollte. Endlich mal nicht in einer festgelegten Reihenfolge stehen. Manche drehten sich im Kreis, dass ihnen schwindelig werden musste. Ein wunderschöner Augenblick, ein wunderschöner Anblick.

„Was tust du da, Caro?“, fragte meine Nichte Emma neugierig und kam über den Rasen auf mich zu. „Träumst du schon wieder?“, in dieser Frage schwang ein Kopfschütteln mit. Noch ehe ich antworten konnte, stellte Emma, die jetzt wie eine Erwachsene klang, fest: „Ich kenne keinen von euch großen Leuten, der mehr träumt als du!“

Meine Nichte gehörte noch nicht zu den großen Leuten, so wie ich. Zu den kleinen Leuten gehörte sie aber auch nicht mehr, sondern, wie sie sagte „zu den kleineren“ – sie war nämlich schon ein Schulkind und besuchte seit drei Wochen die zweite Klasse.

„Aber ich träume doch gar nicht!“, widersprach ich mit gespielter Empörung. Emma setzte sich neben mich ins Gras, schaute mir erstaunt in die Augen und fragte herausfordernd: „Na, was tust du denn dann?“

„Ich schaue ihnen beim Tanzen zu und freue mich daran“, erklärte ich Emma und lächelte ihr zu. Meine Nichte schaute sich etwas irritiert um, erst nach links, dann nach rechts, nach hinten, nach vorn, nach unten, nach oben. „Caro“, sagte Emma streng, „hier im Garten ist doch niemand und nichts, das tanzen kann. Heute gibt es nicht mal Wolken am Himmel!“

„Ja, du hast recht. Heute ist ein herrlicher Sommertag. Die Sonne wärmt und kitzelt ab und zu in der Nase, der Himmel zeigt sein schönstes Blau und die Vögel sind alle bester Laune, sie singen ihre Lieblingslieder. Und das Gras ist so ...“

„Caro! Du lenkst ab, wem hast du beim Tanzen zugeschaut?“, Emma ließ nicht locker. Ich zwinkerte ihr zu und wir mussten beide lachen.

„Los jetzt, erzähl mir endlich dein Geheimnis!“ „Also gut“, willigte ich ein, „aber du musst mir versprechen, dass du vorsichtig damit umgehst und vorher genau prüfst, wem du es weitererzählen kannst.“ „Ja, versprochen!“, versicherte Emma mir ungeduldig.

„Leg dich mal ganz entspannt auf den Rasen, schau ein paar Augenblicke in den Himmel und atme langsam ein und aus.“ Wir lagen nun beide auf dem weichen grünen Rasen. Ich war genauso gespannt wie Emma, was gleich passieren würde.

„So, das war die wichtige Vorbereitung. Nun schließ deine Augen, Emma, und denke einfach an nichts. Gut so.“ „Da ist aber nichts zu sehen, was tanzt“, maulte Emma. „Hab noch ein bisschen Geduld. Gleich probieren wir aus, ob du sie auch tanzen sehen kannst. Stell dir bitte mal ein Schiff vor“, forderte ich meine Nichte auf. „Okay, mach ich.“

„Und nun lass das Schiff verschwinden und stell dir bitte mal das Wort Schiff vor, also ein großes S, dann ein kleines c ...“, „... dann ein h, danach ein i und zwei f“, beendete Emma meinen Satz. „Ja, ich kann das Wort sehen, Caro.“ „Das ist klasse, Emma. In einem Wort sind die Buchstaben ja in einer festgelegten Reihenfolge. Nur so entsteht aus den Buchstaben ein Wort.“ „Das weiß ich doch, ich bin doch keine Erstklässlerin mehr“, erklärte mir Emma mit einem gekränkten Unterton. „Entschuldige, klar! Wenn du den Buchstaben nun erlaubst, dass sie sich voneinander trennen dürfen, kann es sein, dass sie anfangen zu tanzen. Versuch es mal.“

Für drei, vier Atemzüge war nichts von Emma zu hören. Dann folgte ein leises, erstauntes Ja. „Jajajaja, ja, Caro, sie fangen an zu tanzen. Das S schlägt sogar Purzelbäume. Das c wiegt sich hin und her, das h macht einen Steptanz, das i tanzt immer die gleichen Schritte, zwei nach vorne, drei nach links. Und die

beiden f tanzen miteinander. Ist ja irre. Warum tanzen denn die f zu zweit?“

„Unter den Buchstaben gibt es auch Zwillinge, die sind meist unzertrennlich und treten nur zusammen auf. Gefällt dir das, was du siehst, Emma?“

„Klaro, Caro. Kann ich die anderen Buchstaben des Alphabets noch dazuholen?“ „Versuch es einfach, lad sie ein. Das Q wird wahrscheinlich nicht kommen, es ist nicht nur schüchtern, sondern auch ein echter Tanzmuffel.“

Emma gelang es tatsächlich, noch zwanzig andere Buchstaben, tanzen zu sehen. Das Q – wie vermutet – ließ sich nicht blicken.

„Siehst du das Ü, Emma?“ „Ja, ich schaue ihm schon eine ganze Weile zu. Das ist echt cool drauf.“ „Das Ü ist heute in Hochform. Lass es doch mal mit anderen Buchstaben ein Wort bilden?“ „Geht das denn?“, fragte meine Nichte überrascht. „Na klar, wenn die Buchstaben sich freiwillig aussuchen dürfen, mit wem sie welche Worte bilden, macht ihnen das großen Spaß.“

„Da, das Ü holt sich ein paar andere Buchstaben – G-l-ü-c-k – das Wort Glück haben die Buchstaben gebildet.“

„Übrigens, liebste Emma, hierfür ist es dann doch gut, dass du lesen gelernt hast“, ich konnte mir diese Bemerkung nicht verkneifen, denn Emma war bisher durch nichts und niemanden dazu zu bewegen, Bücher zu lesen. Emma tat so, als hätte sie meinen Satz gar nicht gehört.

„Schau mal, das Ü ist ganz verrückt vor Glück, jetzt hat es sich ganz groß gemacht – Ü-b-e-r-raschung, ist das neue Wort. Warte, jetzt macht das Ü schon wieder ein neues Wort: Ümützemül. Ümützemül? Was soll das denn heißen?“

Emma öffnete die Augen und schaute mich fragend an. „Tja, also“, druckste ich etwas herum, „ich glaube, Emma, das Ü hat sich einen Spaß mit dir erlaubt.“ „Na, die haben ja Humor, die Buchstaben“, schmunzelte Emma und gluckste in sich hinein. „Das war echt toll, Caro. Ich hätte nicht gedacht, dass ich mal freiwillig und gerne Buchstaben angucke.“

Emma lächelte mir zu. „Wie bist du eigentlich auf die Idee gekommen, dass Buchstaben tanzen können?“ „Ich lag im Krankenhaus und hatte schon alle Bücher durchgelesen, die ich von zu Hause mitgenommen hatte. Und als ich so vor mich hinräumte, tauchten sie auf einmal auf. Anfangs haben sie nur getanzt, später haben sie dann von selbst Worte und sogar Sätze, viele Sätze gebildet.“ Ich machte eine Pause.

„Ah, jetzt verstehe ich. Ich glaub's ja nicht! Du lässt dich von den Buchstaben auf Ideen bringen, wenn du deine Geschichten für Zeitungen oder ganze Bücher schreibst, stimmt's?“ „Psst! Ja, so mach ich das, aber das darfst du niemandem verraten. Versprochen?“ „Klaro, Caro!“, versicherte mir Emma freudestrahlend.

„Machen das eigentlich alle Autoren so wie du?“, fragte Emma plötzlich. „Das kann ich dir nicht beantworten. Ehrlich gesagt, ich habe noch nie mit einem Menschen darüber gesprochen.“ Emma strahlte mich an, ich konnte ihr an der Nasenspitze

ansehen wie stolz sie war, dass ich ihr mein Geheimnis anvertraut hatte.

„Wenn ich allerdings Bücher lese“, erzählte ich weiter, „hab ich manchmal den Eindruck, die Buchstaben wollten die Worte und Sätze und die daraus entstehende Geschichte gar nicht darstellen. Bei anderen Büchern bin ich mir sicher, dass die Buchstaben eine große Freude daran hatten, diese Worte und Sätze zu bilden und den Text entstehen zu lassen.“

Emma schaute mich nachdenklich an, in ihrem Kopf arbeitete es heftig. Sie kniff die Augen leicht zusammen und überlegte. Ich wartete eine Weile und sagte dann leise zu ihr: „Probier es doch beim Lesen einfach selber mal aus.“

Plötzlich hörten wir beide eine bekannte Stimme. „Habt ihr zwei denn gar keinen Hunger?“, Emmas Mutter, meine Schwester, schaute aus dem Küchenfenster. „Na, los, ihr Träumerinnen, das Frühstück ist fertig.“ „Träumerinnen, Mama hat doch keine Ahnung!“, raunte Emma mir zu.

Als wir uns an den Frühstückstisch setzten, räusperte sich Emma, schaute ihre Mutter an und sagte voller Überzeugung: „Das Ü ist der tollste Buchstabe von allen!“

ü

✿ Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Jean-Luc Raharimanana

Der Schriftsteller Jean-Luc Raharimanana wurde 1967 in der madagassischen Hauptstadt Antananarivo geboren und lebt heute in Paris. Nach dem Studium der Literaturwissenschaften arbeitete er als freier Journalist und Französischlehrer. Auf Literaturkongressen in den USA, Frankreich, Italien, Ruanda und Madagaskar machte er sich für die Rolle des engagierten Schriftstellers stark. Als im Jahr 2002 sein Vater, Geschichtsprofessor an der Universität von Antananarivo, nach einer Radiosendung über präkoloniale Konflikte auf der Insel verhaftet und gefoltert wurde, widmete Raharimanana sich ausschließlich dem Schreiben und dem Theater. Seine Werke wurden ins Deutsche, Englische, Italienische und Spanische übersetzt und u. a. mit dem Grand Prix Littéraire de Madagascar ausgezeichnet.



Der Diebstahl des Sturms

Ich war acht, fast neun Jahre alt. Wir wohnten in einer Vorstadt östlich von Antananarivo. Sie wurde in den 60ern, gleich nach der Unabhängigkeit, gebaut und liegt auf einer Anhöhe; die Rückfront zur Stadt gewandt, öffnet sie sich zur Ebene mit ihren Reisfeldern und Sumpfbereichen. Genau dort, am Fuß der Stadt, liegt das königliche Dorf, dem unsere Stadt ihren Namen verdankt: Ambohipo. Meine Schule befand sich etwas außerhalb, vom Dorf nur durch Reisfelder in einer baumbestandenen Mulde getrennt. Mein Vater hatte sich für den Bau der Schule engagiert und alle seine Kinder dorthin geschickt. Die Schule wurde von den Eltern und einem Nonnenorden gemeinsam geleitet und gehörte zur Kirchengemeinde von Ambohipo.

Schon lange vor der Unabhängigkeit hatte die Kirche die hohe Qualität des Bodens erkannt und sich einen großen Teil der

Ländereien angeeignet, sodass für die Dorfbewohner fast nichts übrig blieb. Uns Kindern boten die Reisfelder einzigartige Spielmöglichkeiten. Wir bauten uns Flöße und drangen in das Binsendickicht vor. Niemals fuhren wir weiter hinaus als bis zum königlichen Dorf, in das wir nie einen Fuß zu setzen wagten. Als Stadtbewohner fühlten wir uns vom Schweigen in diesem immer verlassen wirkenden Dorf eingeschüchtert. Und unsere Flöße schienen von allein kehrtzumachen, ohne dass wir sie mit unseren Stangen vorantrieben. Es hieß, der Ort sei verwünscht. Häufig trieb die Strömung in diesen Sümpfen Leichen an. Uns saß immer die Angst in den Knochen, wenn wir uns mit unseren Flößen auf den Weg machten. Vorher spuckten wir auf den Boden, kauten bittere Blätter, beleidigten den Religionsunterricht, beleidigten den Priester, beleidigten die Schwestern, denn anscheinend war es das, was die hier lebenden Geister besonders gern hörten. Ich liebte diese Angst. Sie brachte mich dazu, meine Flöße zu bauen. Ich wollte dieses Verschwinden im Wasser sehen, wollte den Geistern begegnen, die die Leichen mitbrachten, ich jagte den Legenden nach. Meine Freunde interessierten sich nicht für solche Geschichten. Sie ruderten, sie schwammen, sie stopften sich mit Guaven oder Kaschufrüchten voll. Vor der Rückkehr ließen wir unsere Kleidung am Ufer trocknen. Unsere Eltern hatten uns das Spielen in dem Gewässer verboten. Noch strenger waren die Schulleiterin und die Schwestern: „Gott liebt diese Sümpfe nicht.“ In den Büchern meines Vaters suchte ich alles, was ich über das Sumpfbereich von Ambohipo finden konnte. Er gab mir Geschichtenbücher, die Bände von *Tantaran'ny Andriana*, Geschichte der Könige, in denen auch Ambohipo und der Talisman Kelimalaza vorkamen. Ich setzte meine Jagd im Lesesaal der Klosterschule fort. Hier gab es nur Andachtsbücher und Lebensgeschichten von Heiligen. Eines Tages jedoch fand ich ein Buch mit Märchen, die ein Missionar gesammelt hatte. Ich lief zur Oberin und fragte sie: „Wenn diese Legenden nicht wahr sind, warum hat der Priester sie dann gesammelt?“ Die Oberin entriss mir das Buch und verbot mir, den Lesesaal jemals wieder zu betreten. Allerdings behielt ich letzten Endes die Oberhand.

Die Monate zogen ins Land. Immer seltener ging ich in die Sümpfe. Nach Schulschluss rannte ich nach Hause. Ich wollte nur eins: lesen! Die ganze Bibliothek meines Vaters wollte ich verschlingen.

Für die Erstkommunion musste ich zum Unterricht gehen. Er wurde in einem Gemeindesaal erteilt: ein großer Holztisch, knarrende Kirchenbänke, altersschwache Kniebänkchen, ein Beichtstuhl mit mottenzerfressenen Vorhängen und einem großen Spinnennetz im Inneren und vor allem mit staubbedeckten Bücherregalen an der Wand. Ich strengte mich an, den ganzen Unterrichtsstoff zu behalten, immer als Erster zu antworten, ja sogar die Fragen der Schwester oder des Priesters zu erraten. Meine Hoffnung erfüllte sich. Jedes Mal, wenn ich mich meldete, tat speziell der Priester so, als würde er mich nicht sehen, und fragte ein anderes Kind: *Alle müssen sich beteiligen!* Ich konnte also die Augen aufsperrn und die Titel der Bücher in den Regalen lesen: *Reise um die Welt in 80 Tagen*, das besaß ich schon, vielmehr mein Vater. Ich hatte es gelesen. Ich hatte den Film gesehen. Ich hatte das Comicheft gelesen. *Die Bartholomäusnacht*. Das kannte ich nicht. *Der Mann in der eisernen Maske*, ebenfalls von Dumas. Das hatte ich nicht! Mein Vater hatte mir nicht erlaubt, *Die drei Musketiere* zu lesen, ebenso wenig wie die anderen Bücher von Dumas. „Später, du bist ja noch nicht mal zehn Jahre alt“, hatte er gesagt. *Vie et mort de Satan le feu*, ich zitterte vor Aufregung. Antonin Artaud stand bei meinem Vater ganz hinten im Regal, versteckt hinter den Werken von Sartre und Beauvoir. Neben Cendrars. Mein Vater hatte mir erzählt, dass der verrückt gewesen sei. Wie Lautréamont. Vom Wahnsinn umgebracht wie Rabearivelo. Aber wusste mein Vater denn, dass den Wahnsinnigen, solchen wie Radala, mein Herz gehörte? Etwas weiter riss ich die Augen auf: Noch ein Buch, das mein Vater nicht besaß – ich kannte alle Titel seiner Bibliothek und wusste genau, wohin jeder einzelne Band zurückgestellt werden musste ... Immer weiter schaute ich mich um: weitere Titel, unbedeutend. Sie standen auch bei meinem Vater! Ich nahm mir vor, mit Artaud anzufangen, die Bibliothek zu plündern, mich auf diese Weise an der Oberin zu rächen, die mir das Lesen verboten hatte.

Am Ende des Kommunionunterrichts mussten wir unsere Erste Beichte üben: Wir betraten den alten Beichtstuhl, boten der alten Spinne die Stirn, schlossen die Augen und falteten die Hände zum Gebet. Ich leierte meine Sünden herunter: Ich habe einen Bonbon gestohlen, Rotwein getrunken, in den ich sogar Zucker getan habe, ich habe mich mit meinen Freunden an den Kanal gelegt, um den vorübergehenden Damen unter den Rock zu schauen, aber ich schwöre Ihnen, mein Vater, das macht man nicht mit den Mamas, man schließt die Augen, wenn sie vorbeikommen, und sowieso tragen sie keine Miniröcke. Ich sagte nicht, dass ich Lust, große Lust hatte, die Bibliothek zu plündern. Nach einer Woche kannte ich alle Buchtitel auswendig. Es gab vier Regalbretter mit etwa 30 Titeln und Illustrierten. Zwei Werke reizten mich besonders: *Venus im Pelz* von Sacher-Masoch und die Gesamtausgabe von William Shakespeare. Ich kannte Sacher-Masoch nicht und hatte keine Ahnung, wovon das Buch handelte. Allein die *Venus im Pelz* interessierte mich, denn ich, oder vielmehr mein Vater, besaß ein schönes Buch, das ich liebte: eine Darstellung des Malers Goya, dessen *nackte Maja* ich sehr bewunderte. Mein Vater war mir auf die Schliche gekommen und hatte die Seite herausgerissen, sodass nur die *bekleidete Maja* übrig geblieben war. Ich war außer mir! Mein Vater hatte es doch tatsächlich gewagt, eine Seite in meinen – in seinen – Büchern zu zerreißen! Shakespeare, weil mein Vater zu sagen pflegte, ich sei nicht einmal zehn Jahre alt und müsse mich noch ein wenig gedulden. Ich hatte schon Rimbaud gelesen: *Man nimmt vieles leicht, wenn man 17 ist*. Und ich war noch keine zehn! Ich brauchte Shakespeare. Unbedingt. Ich beschloss, zur Tat überzugehen, und zwar nach einer weiteren Unterweisung: Wie empfängt man die Kommunion richtig, man öffnet die Hände, empfängt die Hostie und legt sie in den Mund, man zerbeißt sie nicht – man zerbeißt den Leib Christi nicht. Ich hatte ihn zerbissen. Mein Mund war nicht blutig geworden ... Ich bot an, den Saal zu fegen. Das wurde bewilligt. Ich bat um Erlaubnis, ein Kniebänkchen nach Hause mitzunehmen, um es zu reparieren. Das wurde bewilligt. Kaum hatte der Priester sich umgedreht, als ich auch schon zur Venus im Pelz griff, meine Hand

kannte ihren Platz genau. Ich versteckte das Buch im Ablagefach des Bänkechens. Ich ging. Die Lektüre warf mich um. Zu Hause stellte ich es zwischen *Die Commentarii des Julius Caesar* und *Satyricon* von Petronius, sehr alte, völlig verstaubte Bücher, die ich nicht anfassen durfte – „die Finger verderben die Bücher, nur mit Blicken darf man sie berühren“, sagte mein Vater. Ich nagelte das Bänkechen absichtlich ungeschickt zusammen, damit der Priester wieder mit mir schimpfte, ich hätte meine Arbeit schlecht gemacht und müsse das Stück noch einmal mitnehmen. Es dauerte einige Tage, bis ich das zu hören bekam. Ich nahm *Vie et mort de Satan le feu* und *Die Bartholomäusnacht*. Ich nahm Bänke mit und an ihrer Unterseite Bücher: *Der Astragal* von Albertine Sarazin und *Ich werde auf eure Gräber spucken* von Boris Vian. Ich nahm Kerzenhalter und Kerzen mit, um sie abzukratzen und mit neuem Wachs zu versehen: *Das Leben Jesu* von Renan, *Zwei Jahre Ferien* von Jules Verne, ein Band von George Sand (erst Jahre später wurde mir klar, dass Sand kein Mann war). Bei meiner ersten Kommunion zerbiss ich die Hostie. Bei meiner ersten Beichte sagte ich dem Priester nicht, dass ich fast alle Bücher hatte verschwinden lassen. Nachdem ich und meine Kommuniongefährten die Religionsprüfung bestanden hatten und Ministranten werden durften, versammelte der Priester uns alle im Saal und zeigte uns die Regale: „Hier verschwinden Bücher, ich möchte, dass ihr euch künftig als bessere Christen zeigt.“ Alle wussten, dass ich der Schuldige war, daran gab es überhaupt keinen Zweifel. Alle wussten, dass ich nicht auf Bäume kletterte oder mich in die Sümpfe wagte, um Tarzan, Zembla oder Robinson Crusoe zu spielen, sondern um zu lesen. In einer dichten Baumkrone hatte ich mir eine einsame Ecke eingerichtet. Hier las ich meine Beute. Ich sagte nichts. Ich wusste, dass ich zu weit gegangen war, aber noch fehlte mir ein zweibändiges Werk: *Shakespeare Gesamtausgabe*. Seiten so dünn, dass die Buchstaben sich abzulösen und auf die Finger zu setzen schienen ... Fast ein Jahr wartete ich auf meinen Coup, auf die Nacht, in der Christus starb, die Mitternachtsmesse, wo ich beim Kreuzweg ministrieren musste. Die Gemeinde sang. Mein Vater hatte eine Inszenierung beigeleitet, nicht, um meinem Raub Vorschub zu leisten, sondern allein für die Messe: Hinter

dem Altar verbarg sich unter einem schwarzen Vorhang ein riesiges Kreuz, an das ein Gemeindeglied gefesselt war. Die Gemeinde ahnte nichts von diesem Kreuz und dem daran hängenden Mann. Der Priester las die Passionsgeschichte und die alten Frauen vom Chor „Töchter der Jungfrau Maria“ brachen in Tränen aus. Jetzt schon. Laut Planung sollte ein Kurzschluss simuliert und auf einen Schlag alle Lichter gelöscht werden, in dem Moment, in dem der Vorhang im Tempel zerreißt und Jesus sein Leben aushaucht. Wir sollten ein paar Bänke umwerfen und heulen wie Geistesranke. Für mich ein perfekter Plan. Genau um Mitternacht setzte mein Vater seine Vorrichtung in Gang. Schreiend schalteten wir alle Lichter aus, während ein gewaltiger Blitz durch den Altar und in den Vorhang fuhr, den wir mit einem Ruck herunterrissen und so das Kreuz mit dem Mann daran enthüllten! Weitere Blitze rasten durch die Kirche und schlugen in das Kreuz ein. Die Gläubigen fingen an zu schreien. Auch wir brüllten wie abgemacht, wie die Wahnsinnigen. Ich nutzte die Gelegenheit, um meinen Platz in der Nähe des Altars zu verlassen und in den Unterrichtssaal zu laufen. Alles war pechschwarz, aber ich zögerte keinen Moment. Ich hörte den Gekreuzigten schreien: *Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?* Ein weiterer Blitz, ein neuer Aufschrei der Gemeinde. Ich ergriff die beiden Bände, versteckte sie unter meinem Ministrantengewand und knotete sie fest. Als das Licht anging, war ich wieder an meinem Platz. Die alten Chorfrauen heulten wie die Schlohunde. Der Priester gab uns ein Zeichen. Wir setzten uns in Bewegung, um den Kreuzweg zu vollenden. Hier durchbohrte ein Soldat das heilige Herz. Da die Kreuzabnahme, und dort ...

Ich beschloss, mit dem *Sturm* anzufangen. Am nächsten Tag verkroch ich mich in den Sumpf: Auf meinem Floß ausgestreckt, entdeckte ich *Caliban* ...

✿ (Aus dem Französischen übersetzt von Elisabeth Thielicke)

✿ Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Roger Willemsen

Roger Willemsen, 1955 in Bonn geboren, war Autor, Universitätsdozent, Übersetzer, Herausgeber und Korrespondent, ehe er 1991 zum Fernsehen kam, wo er in den folgenden 15 Jahren gut zweitausend Interviews führte, Kultursendungen produzierte und Filme drehte. Er interviewte u. a. Audrey Hepburn, Yassir Arafat, Michail Gorbatschow, Madonna, Yehudi Menuhin, Pierre Boulez, Margaret Thatcher und den Dalai Lama.

Willemsen wurde mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Grimme-Preis in Gold. Er steht mit Stand-up-Programmen allein oder mit Dieter Hildebrandt auf deutschen Bühnen. Seine Bücher wurden in viele Sprachen übersetzt. Zuletzt erschienen die Bestseller „Afghanische Reise“, „Hier spricht Guantánamo“ und „Der Knacks“, für den Willemsen den Rinke-Preis 2009 erhielt.



Der Traum der Büchermenschen

„Büchermenschen“ bilden eine wunderliche Solidargemeinschaft. Menschen sind es, die im Stehen, Sitzen, Liegen lesen, die ihre Brut vernachlässigen, ihre Haltestelle verpassen, innerlich überbevölkert leben. Menschen, die der „künstlerischen Literatur“ eine „höhere Bedeutung“ zumessen, als den meisten „anderen menschlichen Tätigkeiten“, wie Robert Musil fand? Menschen, die wie Cyrano de Bergerac Angst haben, sie könnten eines Tages „vor Geist platzen“.

„Über Nacht hatte ich den absurdesten aller Träume“, schreibt Friedrich Hebbel. „Ich träumte nämlich, das 16. Jahrhundert läge neben mir im Bett, in Gestalt eines großen Bilderbuchs, und ich versuchte es umsonst zu wecken.“ Wir erfahren nicht, welches Geschlecht das 16. Jahrhundert hat, auch nicht, was man mit einem erweckten Jahrhundert im Bett anfängt. Aber alles Lesen ähnelt diesem Träumen. Es ist ein Erwecken, und das nicht, weil es hülfe, der Wirklichkeit

auszuweichen, sondern indem es ihre Herstellung erlaubt. Denn wo begegnet man mehr Realität als auf Buchseiten?

Das soll Eskapismus sein, Weltflucht? Ersatz-Welten schafft die Literatur doch allenfalls im Dienst einer Entzifferung der uns umgebenden Wirklichkeit, und wenn sie ihre Einwände gegen die Bedingungen des menschlichen Zusammenlebens auch nicht mit Gegenvorschlägen beantwortet, kultiviert sie im Leser doch die Fähigkeit, sich ein humanes Leben überhaupt vorstellen zu können. In diesem Sinne wenigstens sind Büchermenschen hellwache Träumer, Realisten und Humanisten.

Das Lesen ist eine aufwendige Sache, es bestrahlt die Leserschaft nicht einfach. Sie soll dabei produzieren, Bilder, Figuren, Konflikte, Ideen, bewusst sollen Leser sein und es immer mehr werden. Treten wir auf diesem Weg in ein Buch ein, wird es uns vermutlich nicht reichen, wenn wir bloß unterhalten werden, wenn unser Innenleben bloß bebildert und unser Meinen bloß bestätigt wird. Nein, dann möchten wir, wie Robert Musil es sich wünschte, den „inneren Menschen erfinden“. Das heißt, wir beginnen, uns selbst auf unsere eigene Veränderbarkeit hin zu betrachten, sehen, was ist, als eine Vorlage dessen, was sein könnte, und müssen die Baustoffe finden, die geeignet sind, uns größer, zarter, klüger, liebevoller und liebenswerter, vor allem aber weniger einsam zu machen.

Als Kind las ich im Bett mit einem angewinkelten Arm als Kopfablage, so lange, bis der Arm einschlief. Wenn ich müde wurde, las ich manchmal mit einem Auge weiter, damit das andere schon mal vorschlafen konnte. An manchen Tagen schob ich zwei Stühle zusammen und verschwand darauf für Stunden. Manchmal häufe ich immer noch Bücher, bis sie mit der Liegekante des Sofas fluchten und arbeite mich dann im Stapel abwärts, immer so lange lesend, wie das Buch das

Interesse bindet. Doch im Grunde hat all das nur peripher mit der Qualität der Lektüre zu tun. Ist man erst einmal versunken, weiß man es selbst nicht mehr, wie man liest.

Man stelle sich vor, die Literatur würde nicht in Bausch und Bogen als eine schöne Kunst betrachtet und auch nicht wie ein minder bemittelter Bastard der globalen Vergnügungsindustrie. Man stelle sich vor, man nähme sie stattdessen für das, was sie ursprünglich vor allem ist: ein diagnostisches Medium mit hohem Sachverstand in allem, was die Bedingungen menschlichen Existierens angeht, ein kritisches Medium mit Urteilskraft und -vermögen und der Fähigkeit, Bedingungen menschenwürdigen Existierens zu reklamieren, ein visionäres Medium schließlich, mit der Fähigkeit, Gegenentwürfe zu entwickeln und die Fähigkeit dazu wachzuhalten.

So betrachtet, wäre die Literatur ein Medium mit eigener Kompetenz für alles, was die *Conditio humana* ausmacht. Nichts Geringeres wäre sie, weil kein anderes Medium mit vergleichbarer Präzision, begrifflich, analytisch, anschaulich, sinnlich, reflektierend und imaginierend sagt, wie und was Menschen erfahren, worin ihr Leiden besteht, wie sie zu Tätern oder zu Opfern werden, was sie zu gesellschaftlichen Individuen macht und was ihnen Gemeinwohl bedeutet.

Literatur leistet das in einem umfassenden, weltumspannenden Sinn. Ihr Element ist die Überwindung von Zeit- und Sprachräumen, die Überschreitung der Grenzen zwischen Minderheiten, ethnischen oder konfessionellen Gruppen. Ihr Instrument ist ein Spürsinn, der mit Genauigkeit ermittelt, was Status quo menschlichen Existierens, Liebens, Trauerns, Tröstens, Kommunizierens ist. Ihre Entwürfe entwickeln das Menschenmögliche.

Literatur entsteht aus einer Abspaltung, daraus, dass jemand sein tägliches, alltagspraktisches Agieren hinter

sich lässt, um einen Raum zu betreten, den er selbst entwirft. Es liegt immer ein Zuwenig zugrunde, wenn jemand die imaginäre Welt des Geschriebenen der praktischen Realität vorzieht. Man könnte auch sagen, ohne ein Element der Kritik, der Erfahrung von Mangel, hat sich noch niemand zum Schreiben gesetzt, und es gibt wohl kein ernst zu nehmendes Buch, das nicht implizit von einer Welt der besseren Möglichkeiten spräche.

Die Literatur als Medium der sinnlichen Erkenntnis bedroht also jeden Lebensbereich mit Veröffentlichung, die Welt der japanischen Hoffräulein des Mittelalters so sehr wie die der Schlachter von Chicago im beginnenden 20. Jahrhundert, die Welt des irischen Kindermörders so sehr wie des amerikanischen G.I. im Irak. Und was entscheidend ist: Sie informiert nicht allein, ihre Sprache ist nicht bloß protokollarisch, sie macht erfahrbar und überträgt sich nicht selten wie durch Ansteckung. Sie ist, wie die Frankfurter Schule schrieb, Sprache des Leidens, Sprachverleihung an Sprachlose.

Wer also wissen will, was die Erfahrung des Häftlings von Abu Ghraib ausmacht, der wird zwischen Casanova und Beckett viel finden, das gerade von dieser Erfahrung spricht, und er wird, vielleicht verzögert, auch einmal den literarischen Bericht eines solchen Häftlings erhalten. Spätestens dann erfährt er, dass die Wirklichkeit dieses Häftlings nicht beschrieben werden kann, indem man die politische Seite, die Fakten der Haftbedingungen, die Abmessungen der Räume, die Temperaturen und Tagespläne rekapituliert, sondern dass die Wirklichkeit des Häftlings in seiner Erfahrung liegt, und von der kann nur die Literatur sprechen.

In der Erfahrung nämlich werden die Lebensgeschichte des Häftlings, sein Herkommen, seine Religion, seine familiäre Situation, seine Abirrungen und Verdrängungen, seine ästhetische Reizbarkeit, seine Libido, seine Irrationalität und

viele der Fäden, die sich zum Gewebe seiner Persönlichkeit verdichten, zusammenlaufen.

Diese Dinge finden Autor oder Autorin in ihrer Intuition, in einer Leistung der Einfühlung und Mitempfindung, und schließlich wird beides vorbildlich: Die Gestalt des ganzen Menschen, der da Häftling ist und Lesern schmerzhaft erfahrbar wird, und die Fähigkeit, sich so einzufühlen. Denn dabei handelt es sich nicht um die betulich-pietätvolle Konfrontation mit fremdem Leiden, sondern um eine Grundfunktion aller Kommunikation. Auch der Popsong und der Kitschfilm, der Groschenroman und der Werbespot wollen, dass wir fremde Erfahrung wie eigene empfinden. In der literarischen Ergründung von Extremerfahrungen wie von Leiden aber erhält der andere etwas Unausweichliches, und so wird die Fähigkeit, etwas Fremdes wie etwas Eigenes zu behandeln, zu einem Wesensmerkmal guter Autoren und Leser.

Wer sich aber im künstlerischen Kontext derart eins fühlen konnte mit geschriebenen Existenzen, der wird die Personen der Zeitungsmeldungen und -artikel in ganz andere Erfahrungsräume setzen können. Er schreibt deren Geschichte um sie herum. Er kennt sich in ihnen aus. Er war dort. Er hat die Literatur genutzt als eine Möglichkeit, sich selbst zu transzendieren und in den Erfahrungen anderer anzukommen.

Ist ihm das gelungen, beantworten sich Grundfragen zur humanitären Leistung der Literatur von selbst: Wie kann man sich im Text für die Not eines Helden nach der russischen Revolution interessieren und nicht auch für lebende Opfer? Wie kann man die Werte, die Literatur vermittelt, aus ihr empfangen und ihr nicht zur Durchsetzung auch außerhalb der Literatur verhelfen wollen? Wie kann man Unrecht in der Literatur erkennen und es draußen tolerieren? Wie kann man Relevanz und Radikalität des Gelesenen am eigenen Leib

erfahren, und sie nicht außerhalb der Literatur mit Konsequenz beantworten.

Literatur propagiert keine arbeitsteilige Innerlichkeit – mit einer Sensibilität für den Roman und einer anderen für die Zeitung. Vielmehr spricht sie von den Gefahren der persönlichen Arbeitsteilung zwischen Berufs-Ich und Privat-Ich, zwischen Überzeugung und Praxis, Innerlichkeit und Technik, jener Entfremdung, die es schließlich auch erlaubt, zugleich ein Folterer und ein Liebhaber Beethovens zu sein.

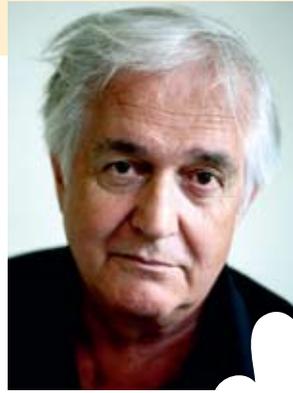
Literatur macht kompetent in Fragen, die alle betreffen und für die es doch keine gesellschaftliche Ausbildung gibt. Sie verpflichtet geradezu zum Widerspruch gegen Verhältnisse, die Menschenrecht verletzen. Sie ist Kultur gerade darin, dass sie den großen Bereich der Dinge, die zwischen Menschen hin und her gehen, ernst nimmt und beeinflusst, und nein, sie schafft keine Welt der Affirmation. Wenn sie Leiden darstellt, dann nicht, damit wir dem nacheifern, der es auslöste. Wenn sie Gleichgültigkeit, Verachtung, Kälte in der Kommunikation unter den Menschen darstellt, dann nicht, um diese genießbar zu machen. Auch wenn ihre expliziten Appelle ausbleiben, nicht eindeutig sind und nicht in moralischen Leitsätzen gipfeln, auch wenn Literatur ihre Einwände gegen die Bedingungen des menschlichen Zusammenlebens nicht auch noch mit Gegenvorschlägen und künstlichen Paradiesen beantwortet, so hält sie im Leser nicht zuletzt den Wunsch wach, es könne anders sein und werden und kultiviert so die Fähigkeit, sich ein humanes Leben überhaupt vorstellen zu können.

• Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!



Henning Mankell

Henning Mankell wurde 1948 in Schweden geboren und wuchs bei seinem Vater auf. Im Alter von 17 Jahren zog er nach Stockholm und wurde Regieassistent am Theater. 1968 begann er als Autor und Regisseur zu arbeiten. Schon als Kind träumte Mankell davon, Afrika zu bereisen, 1972 erfüllte er sich erstmals seinen Wunsch. Bis heute verbringt er mehr als die Hälfte des Jahres in Maputo, Mosambik, die übrige Zeit in Schweden. Das Leben in Mosambik inspirierte Mankell zu verschiedenen Romanen, die in Afrika spielen. In „Die rote Antilope“ schildert er die Geschichte eines Buschmannjungen, der von einem Forscher nach Schweden verschleppt wird. Weltbekannt wurde Mankell mit den Kriminalromanen über Kommissar Wallander. Henning Mankell ist preisgekrönter Autor von zahlreichen Kinder- und Jugendbüchern – auf Deutsch erschienen unter anderem „Der Junge, der im Schnee schlief.“



Warum ich mich schäme

Oft werde ich gefragt, was denn das größte Problem in Afrika südlich der Sahara sei, und gewöhnlich antworte ich, man solle diese Frage besser den Afrikanern stellen, nicht mir. Zudem würden die Antworten sehr unterschiedlich ausfallen, denn es wäre eine gefährliche Vereinfachung, Afrika als Ganzes, als Einheit zu begreifen. Der afrikanische Kontinent besteht aus mehr als fünfzig Ländern, und einige sind so groß wie Teile Westeuropas.

Doch das wäre eine mögliche Antwort:

Es gibt nur ein fundamentales Problem auf dem afrikanischen Kontinent und das ist die Armut. Ich kenne kein anderes grundlegendes Problem, das nicht direkt oder indirekt mit dieser Armut zu tun hat.

Ich als Schriftsteller spreche naturgemäß oft über den Fluch des Analphabetismus. Darüber, wie es sein kann, dass es noch heute, im Jahr 2009, Millionen Kinder gibt, die ihr Leben lang ohne so grundlegende Fähigkeiten wie Lesen und Schreiben auskommen müssen. Ich finde, es ist eine Schande, die uns alle betrifft – wir sehen immer noch tatenlos zu, wie sich der Analphabetismus wie eine Seuche ungehindert auf der Welt ausbreiten kann. Wir hätten diese Krankheit schon gestern besiegen können, wenn wir es gewollt hätten. Das Wissen besitzen wir, ebenso wie die nötigen finanziellen Mittel.

Es gab sogar eine Hilfsorganisation, die berechnete, was es kosten würde, alle Kinder auf der ganzen Welt in die Schule zu schicken. Es entspräche in etwa dem Betrag, den wir in Europa für Hunde- und Katzenfutter ausgeben.

Natürlich meine ich nicht, dass wir aufhören sollten, unsere Haustiere zu füttern. Ich möchte mit diesem Vergleich nur aufzeigen, wie klein die Summe ist, die wirklich nötig wäre. Geld ist nicht das Problem. Das Problem ist, dass der Wille, etwas zu verändern, erbärmlich schwach ist.

Analphabetismus hat direkt etwas mit Armut zu tun. Wenn man außerdem bedenkt, dass viele junge Leute, die zu einem Leben ohne Lesen und Schreiben gezwungen sind, aus diesem Grund keinen Zugang zu Informationen haben, wissen wir, wohin das alles führt – zu der Frage nach HIV und Aids.

Ich könnte bis ans Ende meiner Tage über junge Leute – oft noch Kinder – reden, die niemals eine wirkliche Chance haben werden, sich gegen HIV zu schützen, weil sie nicht informiert werden können. Junge Menschen und Kinder, die nun tot sind.

Ganz gleich, wie oft über HIV und Aids gesprochen wird, im Radio oder bei Vorträgen –

alle Medien sind selbstverständlich wichtig –, es ist besonders fatal, wenn man Analphabet ist. Denn es geht nicht allein darum, dass man nicht lesen und schreiben kann; bei den meisten Analphabeten bleibt auch das Selbstwertgefühl auf der Strecke. Nicht lesen und schreiben zu können, bedroht die Identität des Individuums.

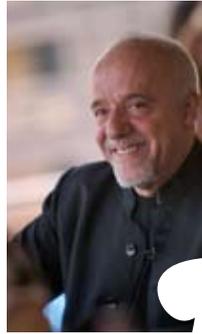
Manchmal habe ich Kinder, die in Maputo auf der Straße leben, gefragt, was ihr sehnlichster Wunsch sei. Die Antwort, die am häufigsten kam, mag zunächst überraschen, doch im Grunde ist klar, was sie ausdrückt: Sie wollen einen Pass, mit einem Foto, das ihnen zeigt: „Ich bin ich und niemand sonst.“ Doch ganz oben auf der Wunschliste steht auch die Fähigkeit, lesen und schreiben zu können.

✿ (Übersetzt von Judith Schwaab)

✿ Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Paulo Coelho

Der brasilianische Schriftsteller wurde 1947 in Rio de Janeiro geboren. Bevor sich Paulo Coelho völlig der Literatur widmete, war er Theaterdirektor, Schauspieler, schrieb Songtexte und arbeitete als Journalist. Sein 1987 publizierter Roman „Der Alchimist“ ist eines der meistverkauften brasilianischen Bücher und nur eins von vielen Bestsellern, die Coelho bisher geschrieben hat. Weltweit wurden seine Bücher mehr als 100 Millionen Mal verkauft und sein Werk in über 67 Sprachen übersetzt. Coelho ist Friedensbotschafter der Vereinten Nationen; im März 2000 verlieh ihm die französische Regierung den Titel „Ritter des Nationalordens und der Ehrenlegion“.



The story of the pencil

The little boy was watching his grandfather writing a letter. At a certain moment he asked:

“Are you writing a story that happened to us? And is it by any chance a story about me?”

The grandfather stopped writing, smiled and said to his grandson:

“I’m writing about you, that’s true. But the pencil I am using is more important than the words I am writing. I hope you are like it when you grow up.”

The boy looked at the pencil with curiosity, but did not see anything special about it.

“But it’s just like all the other pencils I have ever seen in my life!”

“It all depends on how you look at things. There are five qualities in it that if you can

manage to keep in yourself will make you a person always at peace with the world.

The first quality: you can do great things but you must never forget that there is a hand that guides our steps. This hand we call God, and He must always guide it according to His will.

The second quality: from time to time I need to stop what I am writing and use a sharpener. This makes the pencil suffer a little, but in the end it becomes sharper. So, learn how to bear some pains, because they will make you a better person.

The third quality: the pencil always lets you use an eraser to rub out what was wrong. Understand that correcting something that we have done is not necessarily bad, but rather something important to keep us on the path of justice.

The fourth quality: what really matters in the pencil is not the wood or its outer shape but rather the lead that is inside it. So, always take care of what happens inside you.

Lastly, the pencil’s fifth quality: it always leaves a mark. In the same way, know that everything you do in life will leave traces, and try to be aware of each and every action.”

✿ (Translated by James Mulholland)

✿ Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Tanella Boni

Tanella Boni – 1954 in Abidjan, Elfenbeinküste, geboren – ist Philosophin, Dichterin, Essayistin und Romanschriftstellerin. Sie studierte Philosophie in Toulouse und an der Sorbonne in Paris, wo sie 1987 promovierte. Nach vielen Jahren als Professorin für Philosophie an der Universität Cocody in Abidjan forscht und schreibt sie heute im Ausland. Seit 1984 veröffentlichte sie 15 Bücher – darunter auch Kinderbücher. Von 1991 bis 1997 war Tanella Boni Präsidentin des Schriftstellerverbandes der Elfenbeinküste. Im Zentrum ihres Interesses stehen die Menschenrechte, Kultur und Bildung, die Frauenfrage und das Verhältnis von Ethik und Politik.



Les lettres de l'alphabet sont comme des fenêtres et des portes où passent l'humeur et tous les bruits du monde. Mais le monde n'existe pas sans les enfants.

Les enfants aiment entendre de leurs propres oreilles. Ils veulent lire le livre du monde de leurs propres yeux. Voir le monde en vrai, le croquer à belles dents, le toucher. Donnons-leur cette chance, aujourd'hui et demain, d'être des acteurs de leur propre vie.

Savoir lire accroche des couleurs et des sons à toutes les ruelles à explorer. Lire c'est répondre en écho à ce que l'on voit, sent ou entend. C'est déjà s'exprimer en silence, dire qui l'on est, d'où l'on vient, où l'on va. Lire c'est s'évader de la vie réelle, aller en promenade ailleurs, sur des routes inconnues tout en ajoutant ses propres mots à ceux des autres, tous les autres.

Avons-nous le droit de priver les enfants d'Afrique qui, par milliers, ne savent ni lire et ni écrire, d'être les maîtres de leur propre vie? Personne ne peut vivre replié sur lui-même, dans la prison de l'ignorance. Donnons cette chance aux enfants d'ouvrir des portes et des fenêtres pour respirer de si près l'air qui vient de loin. Ainsi, ils auront la mémoire du passé et de grands rêves d'avenir. Car la lecture est ce jeu rêvé dont les ficelles sont tirées par les enfants de tous horizons.

🌸 Gebt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!

Nelson Mandela

Nelson Mandela wurde 1918 in einem kleinen Dorf in Südafrika geboren. Nach seinem Schulbesuch studierte er Jura. Mit 24 Jahren trat er dem African National Congress (ANC) bei. Seit 1952 wurde Mandela führend in der Widerstandskampagne des ANC und organisierte den gewaltfreien Kampf gegen die Diskriminierung der schwarzen Mehrheit. „Bildung für alle“ war eine der Hauptforderungen. Mehrere Male wurde Mandela festgenommen und angeklagt – bis er 1964 zu lebenslanger Haft verurteilt und zu einem der berühmtesten politischen Häftlinge der Welt wurde. Erst nach 27 Jahren entließ ihn die Regierung aus dem Gefängnis. Nelson Mandela gilt heute als einer der wichtigsten Vertreter im Kampf gegen die weltweite Unterdrückung der Schwarzen und als Wegbereiter des versöhnlichen Übergangs von der Apartheid zur Demokratie. 1993 erhielt er den Friedensnobelpreis. Von 1994 bis 1999 war er der erste schwarze, demokratisch gewählte Präsident Südafrikas. Nelson Mandela ist in Südafrika ein Held.



„**U**nsere Land ist reich an natürlichen Ressourcen. Aber unser kostbarster Schatz sind unsere Menschen, besonders die Jugend. Es ist unser menschlicher Reichtum, der es uns ermöglicht, von allen anderen Ressourcen, die wir haben, zu profitieren.

Unser Kampf gegen Armut, Kriminalität und all die Übel unserer Gesellschaft verlangt, dass wir in die Entwicklung der Möglichkeiten investieren, die in unserer Bevölkerung stecken. ...

Bildung und Ausbildung stehen bei diesen Bemühungen an erster Stelle. Wir haben die Verpflichtung, allen Menschen das Lernen und die Entwicklung ihrer Talente und ihres Potenzials in vollem Umfang zu ermöglichen. Wir haben die Pflicht, ein förderliches Umfeld zu schaffen. Wir müssen Menschen in ihren Anstrengungen vorwärtskommen, unterstützen, indem wir die notwendigen Instrumente und Mechanismen bereitstellen. ...

✿ **Dies ist ein Auszug aus Nelson Mandelas Rede anlässlich der Gründung der National Campaign for Learning and Teaching im Jahre 1997.**

Das Potenzial, das wir mobilisieren können, ist immens. Die Millionen unserer Erwachsenen, die nie die Gelegenheit hatten, lesen und schreiben zu lernen; die Hunderttausende unserer Jugendlichen, die ohne nennenswerte Kenntnisse und Fähigkeiten aus dem Bildungssystem entlassen wurden; die Arbeitskräfte unserer Nation, die sicherstellen müssen, dass unser Land sich die neuen Technologien der Welt zu eigen macht – wir können diese Kraft, ein besseres Leben aufzubauen, erschließen, indem wir bei jeder Gelegenheit gewährleisten, dass unsere Nation lernt.

Dies ist unsere Botschaft an Lehrerinnen und Lehrer: Eure Losung soll uneingeschränktes Engagement für die Interessen derjenigen sein, deren Bildung euch anvertraut ist. Dies bedeutet unter anderem haargenaue Pünktlichkeit, gründliche Vorbereitung auf jede Unterrichtsstunde, Engagement für das Ziel, dass jede Schülerin und jeder Schüler in jeder Unterrichtsstunde etwas lernt. Dies bedeutet, in euren Unterrichtsfächern auf dem Laufenden zu bleiben, und sowohl mit Kolleginnen und Kollegen als auch mit dem Management kooperativ zusammenzuarbeiten, um zu gewährleisten, dass unsere Schulen die Nation im wahrsten Sinn des Wortes bilden. Kurz gesagt: Es bedeutet, die höchsten Standards hochzuhalten, sodass der Beruf des Lehrers und der Lehrerin in vollem Umfang seine Würde wiedererlangt. Auf euren Schultern liegt eine enorme Verantwortung. Wenn ihr unsere Kinder im Stich lasst, lasst ihr unser Land im Stich.

Für Schülerinnen und Schüler ist diese Kampagne ein Aufruf, das Lernen zu eurer Hauptpriorität zu machen, wenn nicht zu eurer einzigen Priorität. Auch für euch sind Pünktlichkeit, Anwesenheit und gewissenhaftes Lernen das Gebot der Stunde. Aktive Teilnahme am Unterricht und neugieriges Fragen, um euer eigenes Lernen zu unterstützen, Respekt für eure Mitschüler und Mitschülerinnen und für die Lehrkräfte, die Entschlossenheit, niemals Drogen zu verwenden oder gefährliche Waffen in die Schule mitzubringen – all dies und viel mehr macht das Gefüge der Kultur des Lernens aus. ...

Eltern: Wir sagen euch heute, dass euer Interesse an der Ausbildung eurer Kinder genauso wichtig ist, wie deren eigene Bemühungen und die der Lehrkräfte. Ihr könnt helfen, die Nation zu bilden, indem ihr an den Aktivitäten der Schulen teilnehmt und die Schulen vor Vandalismus schützt; indem ihr sie unterstützt, und mit Lehrkräften und Schülern und Schülerinnen zusammenarbeitet; und indem ihr ständig eure Kinder anleitet, immer zur Schule zu gehen und ihre Hausaufgaben zu machen ...

Wir können uns nicht länger leisten, zuzuschauen, wie manche Schulen zu Stätten des Drogenmissbrauchs, der Gewalt oder der Zerstörung wertvollen Eigentums werden. Wir können nicht länger untätig bleiben, während Kinder unseres Landes im Sumpf der Unwissenheit und des Mangels an Fähigkeiten und Kompetenzen feststecken. ...

Lasst uns uns zusammenschließen und gemeinsam arbeiten, damit unsere Schulen unsere gemeinsamen Ziele erfüllen.

Ich danke euch.“

✿ *Gibt eure Unterschrift für all jene, die diese Geschichte nicht lesen können!*

Platz für eure Botschaft

an politische Entscheidungsträger/innen für das Recht jedes Menschen auf Bildung – zum Beispiel in Form von Geschichten, Zitaten, Bildern, Wünschen. Der Kreativität sind keine Grenzen gesetzt!

Bitte die Botschaften an die Globale Bildungskampagne schicken, damit wir diese anschließend an Bundeskanzlerin Angela Merkel übergeben können.

Per E-Mail (eingescannt): **info@bildungskampagne.org**

Per Post: **Globale Bildungskampagne, c/o Oxfam Deutschland e.V., Greifswalder Str. 33 a, 10405 Berlin**

Die Botschaften können auch in die Online-Version des „Großen Lesebuchs“ eingetragen werden: **www.bildungskampagne.org**

Bitte nicht per Fax senden!

Platz für eure Botschaft

an politische Entscheidungsträger/innen für das Recht jedes Menschen auf Bildung – zum Beispiel in Form von Geschichten, Zitaten, Bildern, Wünschen. Der Kreativität sind keine Grenzen gesetzt!

Bitte die Botschaften an die Globale Bildungskampagne schicken, damit wir diese anschließend an Bundeskanzlerin Angela Merkel übergeben können.

Per E-Mail (eingescannt): **info@bildungskampagne.org**

Per Post: **Globale Bildungskampagne, c/o Oxfam Deutschland e.V., Greifswalder Str. 33 a, 10405 Berlin**

Die Botschaften können auch in die Online-Version des „Großen Lesebuchs“ eingetragen werden: **www.bildungskampagne.org**

Bitte nicht per Fax senden!

Über die Global Campaign for Education

Die 1999 gegründete Global Campaign for Education (GCE) ist ein weltweites Bündnis der Zivilgesellschaft und besteht aus Entwicklungsorganisationen sowie Bildungsgewerkschaften. In Deutschland wird die Globale Bildungskampagne von neun Organisationen getragen: CARE, Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, Kindernothilfe, Oxfam Deutschland, Plan, Save the Children, Welthungerhilfe, World University Service und World Vision.

Jedes Jahr im April organisiert die GCE Aktionswochen in über 120 Ländern, um auf die Bildungsmisere in armen Ländern aufmerksam zu machen und die Regierungen an ihr Versprechen „Bildung für alle“ zu erinnern. Die Aktionen haben dazu beigetragen, dass heute mehr Kinder als je zuvor eine Schule besuchen können.

Im Jahr 2009 hat die weltweite Aktionswoche „Alphabetisierung in armen Ländern und lebenslanges Lernen“ zum Thema. Seit 2003 nehmen regelmäßig auch Schülerinnen und Schüler aus Deutschland teil. Machen Sie mit und beteiligen Sie sich an unseren Aktionen! Helfen Sie, jedem Menschen den Zugang zu gebührenfreier und qualitativ guter Grundbildung zu ermöglichen!

Impressum

Das große Lesebuch – Geschichten zum und über das Lesen

Herausgeber:

Globale Bildungskampagne, c/o Oxfam Deutschland e. V., Greifswalder Str. 33 a, 10405 Berlin

Redaktion: Natascha Roshani, Fiona Uellendahl, Stefanie Heinrich, Manuel Schmitt

Korrektorat: Das gute Wort, Günzburg

Stand: März 2009

Gestaltung: EYES-OPEN, Berlin

Druck: DRUCKEREI HERMANN SCHLESENER KG, Berlin

Wir bedanken uns bei der Firma Döllken-Kunststoffverarbeitung GmbH und bei litprom | Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika e. V. für die freundliche Unterstützung.

Weblinks:

Die Globale Bildungskampagne in Deutschland:
www.bildungskampagne.org

Die internationale Webseite der Global Campaign for Education:
www.campaignforeducation.org

Bildnachweise

Seite 6:	Francis Koenig	Seite 54:	Ton van de Langkruis/literary organisation Winternachten
Seite 8:	Frank Jankowski	Seite 56:	Global Campaign for Education
Seite 10:	Global Campaign for Education	Seite 62:	Marc Veit Schwär
Seite 12:	privat	Seite 68:	Cornelia Funke
Seite 20:	Pressefoto Emmanuel Jal	Seite 76:	Hans Grunert
Seite 26:	Global Campaign for Education	Seite 80:	privat
Seite 32:	Global Campaign for Education	Seite 86:	Olivier Barlet, Africultures
Seite 36:	Global Campaign for Education	Seite 92:	Ralf Tooten
Seite 42:	Mark Pringle	Seite 98:	Pressefoto Henning Mankell
Seite 48:	Frauensolidarität – Entwicklungs- politische Initiative für Frauen (Wien)	Seite 102:	Global Campaign for Education
		Seite 104:	privat
		Seite 106:	picture alliance / dpa

Wir unterstützen:



www.deine-stimme-gegen-armut.de

Mitglieder der Globalen Bildungskampagne in Deutschland:



Care Deutschland-Luxemburg e. V.
Dreizehnmorgenweg 6 | D-53175 Bonn
Tel. 0228 97563-0 | Fax 0228 97563-51
E-Mail: info@care.de | www.care.de



Gewerkschaft Erziehung und
Wissenschaft (GEW)
Reifenberger Straße 21 | D-60489 Frankfurt
Tel. 069 78973-0 | Fax 069 78973-201
E-Mail: gce@gew.de | www.gew.de



Kindernothilfe e. V.
Düsseldorfer Landstraße 180 | D-47249 Duisburg
Tel. 0203 7789-0 | Fax 0203 7789-118
E-Mail: info@kindernothilfe.de
www.kindernothilfe.de



Oxfam Deutschland e. V.
Greifswalder Str. 33 a | D-10405 Berlin
Tel. 030 428506-21 | Fax 030 428506-22
E-Mail: info@oxfam.de | www.oxfam.de



Plan International Deutschland e. V.
Bramfelder Str. 70 | D-22305 Hamburg
Tel. 040 61140-0 | Fax 040 61140-140
E-Mail: schule@plan-deutschland.de
www.plan-deutschland.de



Save the Children Deutschland e. V.
Zinnowitzer Str. 1 | D-10115 Berlin
Tel. 030 27595979-0 | Fax 030 27595979-9
E-Mail: info@savethechildren.de
www.savethechildren.de



Deutsche Welthungerhilfe e. V.
Friedrich-Ebert-Str. 1 | D-53173 Bonn
Tel. 0228 2288-0 | Fax 0228 2288-333
E-Mail: antje.paulsen@welthungerhilfe.de
www.welthungerhilfe.de



World University Service (WUS)
Deutsches Komitee e. V.
Goebenstraße 35 | D-65195 Wiesbaden
Tel. 0611 446648 | Fax 0611 446489
E-Mail: info@wusgermany.de
www.wusgermany.de



World Vision Deutschland e. V.
Am Houiller Platz 4 | D-61381 Friedrichsdorf
Tel. 06172 763-0 | Fax 06172 763-270
E-Mail: info@worldvision.de | www.worldvision.de



Jeder Mensch hat
ein Recht auf Bildung!



„Das große Lesebuch“ wurde von der Globalen Bildungskampagne Deutschland zusammengestellt. Es basiert auf dem englischen Buch „The Big Read“ der Global Campaign for Education – bereichert durch zahlreiche Beiträge deutscher und internationaler Autoren/innen. Insgesamt sind in über 120 Ländern Bücher mit Geschichten zum und über das Lesen erschienen.